

4 | 2020
49. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT, ARBEIT UND WOHNUNGSBAU



Die Josefswand von HAP Grieshaber in der Stadtkirche St. Germanus in Stuttgart.
Foto: Nicole Beisswenger, Schorndorf.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

4/2020 49. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf

Schriftleitung: Dr. Irene Plein

Stellvertretende Schriftleitung: Grit Grafe
Redaktionsausschuss:

Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Daniel Keller, Dr. Melanie Mertens, Dr. Oliver Nelle, Karin Schinken, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier

Produktion:

Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Annine Fuchs

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher

Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 30 000



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 221 Editorial
- 222 36 Szenen einer Karriere in der Diaspora
Die Restaurierung der Josefswand von HAP Grieshaber in der Stadtkirche St. Germanus in Stuttgart
Ursula Fuhrer/Jochen Ansel
- 228 „Sanierung 2.0“
Die Vollendung der Restaurierungsmaßnahmen zum Jubiläum des 400 Jahre alten „Lamparterhauses“ in Vaihingen/Enz
Thomas Hitschler/Karsten Preßler
- 235 Gras drüber!
Die geglückte Rettung des römischen Gutshofs von Gaius Longinius Speratus bei Großbottwar
Christian Bollacher/Marcus G. Meyer
- 240 Seeblick garantiert
Eine Ackerbausiedlung am westlichen Bodensee aus dem 5. Jahrtausend v. Chr.
Jürgen Hald/Elena Marinova/Alexander Weide
- 245 Die Werkbundsiedlungen 1927 bis 1932
Ausgezeichnet mit dem Europäischen Kulturerbe-Siegel
Inken Gaukel/Susann Seyfert
- 252 Die Werkbundsiedlungen in Europa 1927 bis 1932
Interview zur Auszeichnung
Denise Beilharz
- 257 Vom barocken Jagdschloss zum städtischen Kulturort
Die Sanierung der Eremitage Waghäusel
Antje Gillich/Johannes Wilhelm
- 267 Das Wohnhaus Kamm von Richard Döcker
Eine baubegleitende Spurensuche
Martina Knudsen/Angelika Reiff/
Susanne Teltschik
- 273 Die Edelsteinschleiferei Wintermantel
Einzigartiges Zeugnis des Gewerbes, das Waldkirch von 1450 bis 1800 prägte
Folkhard Cremer
- 279 Der Bächlestollen unter dem Freiburger Schlossberg
Verlauf durch Laserscanning geklärt
Iso Himmelsbach/Bertram Jenisch/
Nicolas Trusch/Andreas Wachaja
- 285 Die badischen Rheinbrücken – Teil 3
Vor 75 Jahren – Pontonbrücken, Notbrücken, Brückengeräte und erste Neubauten
Ulrich Boeyng
- 293 Ein starkes Zeugnis der Versöhnung
Die Theresienkapelle in Singen
Antje Rotzinger
- 298 Rezensionen
- 300 Mitteilungen
- 305 Neuerscheinungen
- 306 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen,
bitte Name und Anschrift angeben.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der
Denkmalstiftung Baden-Württemberg
bei. Sie ist auch kostenlos bei der
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung
Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich. Des Weiteren
liegen dieser Ausgabe die Stiftungsnachrichten der Förderstiftung
Archäologie in Baden-Württemberg bei.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, alle zwei Jahre wird der Archäologiepreis Baden-Württemberg von der Wüstenrot Stiftung ausgelobt, um die unverzichtbare Arbeit zu würdigen, die die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Landesarchäologie leisten. Der hochdotierte Preis wird in verschiedenen Sparten vergeben und traditionell im feierlichen Rahmen im Weißen Saal des Neuen Schlosses überreicht. Turnusgemäß sollte der Preis auch 2020 verliehen werden, weshalb mit den Planungen dafür im Herbst 2019 begonnen wurde. Als ab März dieses Jahres dann die Maßnahmen zur Einschränkung der Pandemie ergriffen wurden, stand lange nicht fest, in welcher Form der Preis übergeben werden sollte. Angesichts der Bedeutung des Ehrenamtes für die Landesdenkmalpflege kam ein Aussetzen des Preises wegen der Pandemie allerdings weder für die Landesdenkmalpflege noch für die Wüstenrot Stiftung infrage. So engagieren sich gut 250 ehrenamtlich Beauftragte unermüdlich für die Landesarchäologie, indem sie in ihrer Freizeit dazu beitragen, das kulturelle Erbe für die Allgemeinheit zu bewahren. Sie betreiben Grundlagenforschung, ohne dass ihnen dafür je akademische Ehren zuteil werden. Sie vermitteln ihr Wissen, organisieren Spendensammelaktionen, betreiben Netzwerk- und Lobbyarbeit. Wachsam begleiten sie lokale Baumaßnahmen, führen in Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege kleinere Rettungsgrabungen durch und tragen durch ihre zahlreichen Fundmeldungen, die jährlich in den „Fundberichten aus Baden-Württemberg“ publiziert werden, zur systematischen Erfassung der Kulturdenkmale des Landes bei. Weit über die Bundeslandgrenzen hinaus dient dies dem Fortschritt der archäologischen Forschung. Der Preis wurde deshalb auch 2020 ausgeschrieben und mit Günter Kreß aus Meckesheim, Winfried Poldrack aus Salach, dem Verein ALB-HAT aus Langenenslingen und Hans Jürgen van Akkeren aus Kenzingen wurden vier mehr als würdige Preisträger gefunden (eine ausführlichere Berichterstattung finden Sie dazu in Heft 1/2021 dieser Zeitschrift). Die feierliche Verleihung konnte dann Anfang Oktober, pandemiebedingt im kleinsten Kreis, unter Wahrung sämtlicher Hygieneauflagen und ohne den traditionellen Empfang, wie vorgesehen im Neuen Schloss in Stuttgart stattfinden. Die kleine Feier zeigte einmal mehr, wie wichtig der direkte und unmittelbare Austausch der Akteure untereinander auch für die Landesdenkmalpflege ist und umso bedauerlicher es ist, wenn die Zahl der Teilnehmenden – aus guten Gründen – stark beschränkt werden muss. Diese Erfahrung mussten wir bereits bei Nacht und Tag des offenen Denk-



mals am 12./13. September machen: Diese Großereignisse der Denkmalpflege fanden ausschließlich digital und per Livestream statt, was dank der Kooperationspartnerin, der Stadt Karlsruhe, zwar hervorragend ablief, dennoch aber bei weitem nicht die Strahlkraft besaß, die von diesen Veranstaltungen in den vergangenen Jahren ausging. Kommunikation von Angesicht zu Angesicht, direkter Austausch sowie die persönliche Begegnung sind Grundlage unseres Handelns und nicht zuletzt dafür legen die zahlreichen Beispiele geglückter Denkmalsanierungen im vorliegenden Heft Zeugnis ab. Es ist die gemeinsame Abstimmung zwischen der institutionellen Denkmalpflege und ihrem Partnerfeld, die individuelle Lösungen herbeiführt, finanzielle Förderungsmöglichkeiten ausgelotet und so dazu beiträgt, die Denkmale zum Wohle der Allgemeinheit zu erhalten. Deshalb führt das Landesamt für Denkmalpflege derzeit auch weiterhin Ortstermine und Ausgrabungen im Vorfeld von Baumaßnahmen durch, beides selbstverständlich unter Einhaltung der Vorgaben des Infektionsschutzes.

Führungen durch Denkmale und über Grabungen für die Öffentlichkeit, Vorträge und Buchpräsentationen, alles also, was zur Vermittlungsarbeit gehört und erst durch die Beteiligung vieler Menschen seine Wirkung entfalten kann, finden derzeit nicht statt, werden aber wieder aufgenommen, sobald dies wieder möglich sein wird.

Bis dahin bleiben den an der Denkmalpflege Interessierten die digitalen Angebote auf unserer Homepage und die Berichte im vorliegenden Heft, bei dessen Lektüre ich Ihnen viel Vergnügen wünsche.

Prof. Dr. Claus Wolf

Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart



36 Szenen einer Karriere in der Diaspora

Die Restaurierung der Josefswand von HAP Grieshaber in der Stadtkirche St. Germanus in Stuttgart

Anlass der Konservierungskampagne der von HAP Grieshaber (1909–1981) gestalteten Josefswand in St. Germanus in Untertürkheim war die Renovierung und Umgestaltung der Kirche in den Jahren 2017 bis 2019. Die Bestandsaufnahme mit Untersuchung der Werktechniken und Erfassung der Schäden fand 2017 durch eine Gemälderestauratorin in Zusammenarbeit mit einer Grafikerestauratorin in Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege statt. Das daraus abgeleitete Konzept zur Konservierung und Restaurierung der Wand wurde im Jahr darauf durch ein Team von diplomierten Restauratorinnen umgesetzt.

Ursula Fuhrer/Jochen Ansel

Die als wandelbare Trennwand zwischen Chor und Kirchenschiff konzipierten 36 großformatigen Darstellungen von Szenen aus der Josefs Geschichte, überliefert in den hebräischen Schriften des Judentums, wurden ab 1970 von HAP Grieshaber im Auftrag der Kirchengemeinde geschaffen (Abb. 1). Die Wand besteht aus sechs Einzelpaneelen mit je sechs Darstellungen übereinander. Die Paneele können gefaltet und hintereinander gereiht auf der linken Seite der Kirchenwand in einer passenden Nische verstaut werden. 36 Einzelmotive, je 117 cm × 140 cm groß, zeigen die Hoch- und Tiefpunkte im Leben Josefs, die Träume seiner Kontrahenten, seinen Tod und sein Begräbnis. Zu lesen ist die Bildabfolge paneelweise von oben nach unten und – der hebräischen Quelle entsprechend – von rechts nach links. Im Gesamten misst die Wand eine Höhe von circa 7,1 m und eine Breite von circa 8,5 m (Abb. 2).

Entstehungsgeschichte der Trennwand

Die Kirchengemeinde wollte den Chorraum der Kirche St. Germanus auch separat nutzen können. Eine faltbare Trennwand erschien dafür als eine praktikable Lösung. Katharina Eßlinger, die Frau des damaligen Pfarrers Karl Eßlinger, selbst als Künstlerin tätig, stellte den Kontakt zu dem re-

nommierten Künstler HAP Grieshaber her. Nachdem eine schriftliche Anfrage seitens Pfarrer Eßlingers unbeantwortet blieb, suchten Gemeindeglieder und der Pfarrer den Künstler an seinem Wohnort auf der Achalm in Reutlingen auf und stellten ihm ihre Vorstellungen und Wünsche dar. HAP Grieshaber schlug anstatt des von der Gemeinde vorgeschlagenen Themas „Abraham und der Engel“ die Josefs Geschichte vor und wollte diese auch ausführen. Auf die Frage nach dem Honorar soll er gesagt haben: „Erstens könnet Ihr des net zahle, ond zweitens mach i koi Gschäft mit em liaba Gott – aber d’Okoste müsset’r natürlich zahle.“ Künstler und Kirchengemeinde einigten sich und so entstand das einzigartige Werk mit monumentalen Szenen aus der Josefs Geschichte in Linoldrucktechnik. Die Unkosten beliefen sich auf knapp 24 000 DM. „Ein Honorar nahm Grieshaber nicht, sondern schenkte das Werk der Stadtkirchengemeinde – gegen eine Spendenbescheinigung von 100 000 DM“ heißt es im 2003 herausgegebenen Kirchenführer von St. Germanus.

Technische Beschreibung und Details

Grieshaber setzte die schwarz gefärbten Linoldruckplatten auf grau eingewalztes Japanpapier. Damit erreichte er fast die Wirkung einer Schieferfädel, was einen Bezug zum Schieferboden der Kirche entstehen ließ und von Grieshaber für gut befunden wurde. Anschließend kolorierte er die nicht bedruckten, grauen Flächen von Hand mit leuchtenden Pastellkreiden, was farbliche Absetzungen in Blau, Zinnoberrot, Rosa, Grün, Türkis

1 Signatur Grieshaber.

2 Gesamtaufnahme der geschlossenen Bilderwand nach Abschluss der Maßnahme.





31. Die Israeliten im Lande Gosen, das ihnen vom Pharao zugewiesen.	25. Mit vielen Geschenken des Pharaos kehren die Brüder heim zu Jakob.	19. Zehn Brüder erbitten von Josef Korn, der gibt sich ihnen nicht zu erkennen.	13. Der Traum des Pharaos von sieben fetten Kühen.	7. Potiphar, ein hoher Beamter des Pharaos, kauft Josef und macht ihn bald zum obersten Diener.	1. Josef vor seinen neidvollen Brüdern.
32. Josef richtet eine Staatsbank ein, er nimmt Geld und Vieh für Getreide.	26. Jakob opfert dem Gott seines Vaters Isaak ein Tier in Beerscheba.	20. Josef lässt die Brüder mit Korn nach Hause ziehen und belässt ihnen unbemerkt ihr Geld.	14. Der Pharao träumt auch von sieben mageren Kühen.	8. Frau Potiphar wirbt um Josef und ergreift seinen Mantel. Josef entsagt und flieht.	2. In Josefs erstem Traum stehen seine Garben aufrecht, während die Garben der Brüder sich neigen.
33. Jakob segnet die Söhne Josefs, Ephraim und Manasse.	27. Hirten und Tiere in der Karawane nach Ägypten.	21. Jakob segnet seine Söhne vor ihrer zweiten Reise nach Ägypten.	15. Die Wahrsager des Pharaos können beide Träume und auch den Traum der vollen und dünnen Ähren nicht deuten.	9. Josef wird von Frau Potiphar verleumdet und muss ins Gefängnis.	3. In seinem zweiten Traum neigen sich Sonne, Mond und Sterne vor ihm.
34. Engel tragen Jakobs Leichnam.	28. Jakob im Wagen auf seinem Zug nach Ägypten, mit seinem Geschlecht und all seiner Habe.	22. Josef feiert mit allen seinen Brüdern ein Gastmahl, bleibt aber weiterhin unerkannt.	16. Josef, vom Pharao zum höchsten Beamten ganz Ägyptens erhoben, zieht durch das Land.	10. Im Gefängnis kümmert sich Josef um die Gefangenen und deutet den Traum des inhaftierten Mundschenken.	4. Josefs Brüder nehmen ihn gefangen, um sich seiner zu entledigen.
35. Josef vergibt seinen Brüdern.	29. In dieser Darstellung ohne biblische Vorlage wird Josef als Mittler zwischen Ägypten und Israel gedeutet.	23. Nach der Abreise der Brüder wird ein silberner Becher im Gepäck aufgefunden, den Josef dort hat verstecken lassen.	17. Josef gibt Korn an die hungernde Bevölkerung während der sieben Jahre Not.	11. Josef deutet auch den Traum des inhaftierten Hofbäckers.	5. Die Brüder verkaufen Josef an eine Karawane vorüberziehender Midianiter.
36. Die Mumie Josefs in einem ägyptischen Sarg.	30. Jakob segnet den Pharao.	24. Josef gibt sich den Brüdern zu erkennen und umarmt Benjamin. Die Brüder zerreißen ihre Kleider.	18. Josefs Brüder reisen für Korn aus Kanaan nach Ägypten.	12. Geburtstagsfest des Pharaos. Der Mundschenk wird wieder eingesetzt, der Hofbäcker erhängt, so, wie Josef die Träume deutete.	6. Josefs Vater Jakob kleidet sich in Trauer in den mit Ziegenblut besudelten Leibrock Josefs.

3 Die Szenen 19, 20, 25, 26, 31 und 32, aus dem digitalisierten Video kopiert und zusammengesetzt, geben einen Eindruck von der leuchtenden Farbkraft kurz nach der Entstehungszeit wieder.



4 Ausschnitt aus Szene 27, Werkspuren der Fräse.

5 Zweite Montage der Kartons auf Aluminium-Dibond-Platte mit aufgelöster Verklebung.



und Ocker hervorbrachte (Abb. 3). Zum Schluss fixierte der Künstler die kolorierten Flächen noch im Atelier mit Haarspray, eine damals in Künstlerkreisen häufig verwendete Methode zur Anbindung von pudrigen Farben an den Untergrund. Seine Lebensgefährtin Margarete Hannsmann berichtet davon in ihren Erinnerungen. Grieshaber arbeitete nicht nur mit den üblichen Werkzeugen für Linolschnitte, er setzte auch eine elektrische Fräse ein, was anhand der Werkspuren nachvollzogen werden kann (Abb. 4). Die originalen Druckplatten sind noch vorhanden. Grieshaber verkaufte sie kurz vor seinem Tod an das Land Hessen, wo sie sich in der Universitätsbibliothek Gießen befinden. Die bedruckten Japanpapiere klebte Grieshaber auf Karton, um sie anschließend auf die Holzplatten der Wandpaneele nageln zu können. An allen Rändern der Kartons sind Nagellöcher sichtbar, die von der ersten Befestigung auf den hölzernen Platten herrühren.

Spätere Veränderungen

Wohl bald nach der Montage 1970 stellte sich das Verbundsystem als nicht stabil heraus, die Kartons lösten sich bereits wieder von ihren Trägerplatten. Grieshaber entschied sich, die Drucke auf verwindungssteife Aluminium-Dibond-Platten zu kleben

(Abb. 5). Diese stabilen Platten wurden sodann auf die Flächen der Paneele geschraubt. Er beauftragte mit den Arbeiten einen Fachmann und beschied ihm „...das Ganze mit dem geeignetsten Fixativ zu behandeln“. Aus nächster Nähe betrachtet, können Laufspuren eines Firnisses erkannt werden, was darauf schließen lässt, dass reichlich Flüssigkeit auf die Oberflächen aufgetragen worden sein muss. Die Laufspuren verlaufen auf manchen Bildern vertikal, auf anderen dagegen horizontal, was auf einen Auftrag in ausgebautem Zustand der Platten schließen lässt. Da die für einen Pinselauftrag typischen Schlieren fehlen, aber Tröpfchen augenscheinlich sind, kann von einem Sprühverfahren ausgegangen werden. Zum Entsetzen von Margarete Hannsmann erfuhren die Pastellfarben durch die Fixierung eine dämpfende Sättigung, sie erschienen weniger leuchtend und wirkten eher stumpf. Grieshaber selbst befand dies für gut und meinte dazu, dass die Wand sich nun besser in der Kirche einordne und auch die barocken Wandbilder weniger stören würde (Abb. 6).

Schlussfolgerungen zur veränderten Farbwirkung

Das jetzige Erscheinungsbild der Josefswand ist in seiner Farbigkeit als reduziert zu beschreiben, was



6 Die Szenen 25, 26, 31 und 32 im überkommenen Kolorit.

7 Knickbildung an Szene 10, Foto aus dem Video kurz nach der Entstehungszeit der Wand.



sicherlich auch auf eine Veränderung der Farben durch jahrelange Lichteinwirkung zurückzuführen ist. In der Kirchengemeinde ist ein digitaler Datenträger mit Filmsequenzen von jedem einzelnen Bildfeld der Josefswand hinterlegt. Es handelt sich dabei um Digitalisate eines Films, der von einem Amateurfilmer mit großem Interesse an dem Kunstwerk, vermutlich auf Super 8-Filmspur, aufgenommen worden war. Das Aufnahmedatum kann jedoch nicht exakt rekonstruiert werden. Das frischere Kolorit der Szenen – die Farben sind heller und leuchten mehr – lässt darauf schließen, dass sie kurz nach ihrer ersten Montage gefilmt worden sind. Sie geben uns heute einen Eindruck von Grieshabers ursprünglich intendierten Kolorits (Abb. 3). Aber auch Schäden, wie Kratzer und Knicke in den Bildflächen sowie Wellenbildungen in den Kartons, sind zu erkennen, was belegt, dass das eingangs gewählte Montagesystem technisch nicht ausgereift war und dringend einer Nachbesserung bedurfte (Abb. 7).

Beschädigungen an den Kartons und an den Trägerplatten

Vielfach entstanden Beschädigungen an den Bildrändern. So löste sich die Verklebung der feinen Japanpapierlagen mit den Trägerkartons, was an vie-

len Stellen zu Rissbildungen am dünnen Japanpapier führte. An diesen instabilen Bereichen bestand die Gefahr von weiter fortschreitenden, sich ausdehnenden Rissverläufen. Es kam bereits zu Verlusten in den bedruckten Japanpapieren. Kratzer, Bestoßungen, Farbspritzer und diverse Ablagerungen beeinträchtigten das Erscheinungsbild ebenso wie eine natürliche Verschmutzung der Oberflächen, die sich im Laufe der Jahrzehnte auf den Bildern niedergeschlagen hatte. Einige dieser Phänomene sind auf händische Einwirkung auf das in regem Gebrauch befindliche Kunstwerk zurückzuführen. Selbst tief eingewirkte Bestoßungen und Dellen, sogar Kratzer bis auf die Aluminiumplatten sind auf diese Art entstanden (Abb. 8). Solche Schäden werden ohne eine drastische Umstellung der Nutzung künftig nicht abzuwenden sein und sind folglich zu akzeptieren. Partiiell neigten die Kartons zum Spleißen. Bei vielen Szenen hatten sich die Ecken und auch größere Flächen entlang der Kanten von der Aluminiumplatte gelöst (Abb. 5). Durch die eingetretene Instabilität waren Knicke entstanden. Zwei Darstellungen im unteren Bereich zeigten größere Aufwölbungen, ein Hinweis darauf, dass die Verklebung zwischen den Kartons und den Aluminiumflächen an Bindungskraft eingebüßt hatte (Abb. 10). An manchen Szenen fehlten vereinzelt die Schrauben der

Glossar

Aluminium-Dibond-Platte

Dibond-Platten bestehen aus zwei dünnen Aluminiumschichten mit einer Zwischenlage aus dem Kunststoff Polyethylen. Deshalb ist Dibond leichter als Aluminium gleicher Stärke.

UV-Fluoreszenzaufnahme

Ultraviolette Strahlen (kurzwelliges Licht unter 380 nm) regen die Fluoreszenz (spontane Ausstrahlung von Licht als Reaktion auf die Anregung durch Licht) von Bindemitteln und Pigmenten an. Die verschiedenen Materialien reagieren durch unterschiedliches Fluoreszenzverhalten. Jüngere Retuschen zeichnen sich meist deutlich als dunkle Flecken ab, Firnisse als helle Schlieren.



8 Ausschnitt aus Szene 36, tiefe Kratzer und Farbverluste.

9 Kartierung der Schäden zur Dokumentation und als Arbeitsgrundlage zur Konservierung an den Szenen 4, 5, 6, 10, 11 und 12.



■ Kratzer ■ gelöstes Papier ■ Laufspuren ■ alte Klebstoffreste
■ Fremdkörper auf der Oberfläche ■ Risse im Papier

Befestigung auf dem Paneelgrund; durch die angelegten Löcher hindurch war das intakte Holz ohne Schraubloch sichtbar. Diese Verschraubungen müssen damals vergessen worden sein. Bei einer Darstellung hatte sich die Aluminiumplatte vom Holz gelöst. Alle sichtbaren Beschädigungen an Träger und Malschicht wurden in einer Kartierung festgehalten (Abb. 9).

Zwischenzeitlich muss eine Ausbesserungsmaßnahme an den Bildern stattgefunden haben, was angetroffene Farbtuschen verraten. Diese Retuschen waren durch ihre Alterung mittlerweile im Farbton verändert und deshalb deutlich erkennbar. Unter ultravioletter Beleuchtung sind sie noch markanter zu lokalisieren. Überschüssiger Klebstoff einer früheren Reparaturverklebung war an manchen Plattenrändern sichtbar. Schichtentrennung und kleinteilige, hochstehende Farbschollen waren vor allem in braunrosa Farbflächen zu beobachten. Die feinen Schollen stellten sich jedoch als stabil auf dem Untergrund haftend heraus. Hier bewirkte das Fixativ neben seiner Farbveränderung offensichtlich auch eine Anbindung der Partikel an den Untergrund und somit eine Konservierung.

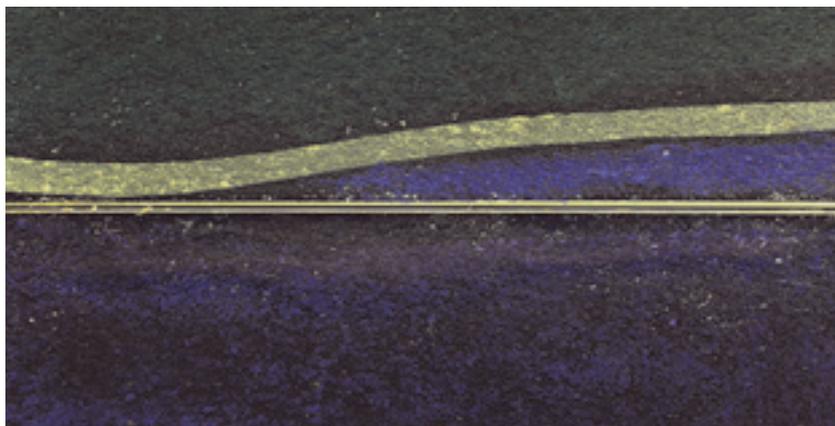
Die Restaurierungsmaßnahmen

Als erster Schritt zur Konservierung der Bilder musste wieder eine kraftschlüssige Verbindung zwischen Pappen und Aluminiumträgerplatten hergestellt werden. Versuche, die vorhandenen Kleber wieder zu aktivieren, scheiterten, weil die Klebkraft für eine erneute Anbindung nicht ausreichte. Alle gelösten Stellen und Hohlräume mussten daher mit einem zuvor getesteten Spezialkleber versehen werden. Dabei wurde der Klebstoff mit feinem Pinsel zwischen Papierrückseite und Aluminiumplatte eingebracht, Silikonfolien dienten als Trennpapier. Unter mäßigem Druck erfolgte ihre Anbindung an den Aluminiumträger. Dieser Arbeitsschritt hätte in horizontaler Lage der Bilder mit deutlich weniger Aufwand ausgeführt werden können als in der vertikalen Einbausituation. Versuche zum Ausbau der Tafeln aus dem Paneelverbund zeigten jedoch schnell, dass dies nur mit großem Aufwand unter hohem Beschädigungsrisiko hätte vonstattengehen können. Darum wurde entschieden, den zur Verklebung nötigen Druck auf die Flächen über Holzplatten und Metallleisten, mit Polyestergerewebe als polsternder Trennschicht, aufzubauen. Schraubzwingen fixierten die Leisten, die nach einer Trocknungszeit von mindestens drei Stunden wieder entfernt werden konnten (Abb. 12). Zur Anbindung großflächiger Ablösungen in den Innenflächen zweier Felder war es unvermeidlich, mit medizinischen Kanülen dünne Löcher zu stechen. Nur so war es möglich, das Klebmedium in die Hohlräume einzubringen. Nach entsprechender Trocknungszeit konnten die abgelösten Partien dann mit einem Spatel ange-drückt und wieder mit dem Untergrund verbunden werden. Für die eingerissenen und gespaltenen Ränder der Japanpapiere und Kartons kamen andere Kleber zum Einsatz. Fehlstellen im Papier wurden mit Faserbrei aufgefüllt, teilweise wurden auch Japanpapierstücke intarsiiert (Abb. 11). Die Oberflächenreinigung erfolgte zuerst mit Sauger und weichem Pinsel, in der Nachreinigung kamen spezielle Schwämmchen zum Einsatz. Die Empfindlichkeit der Oberflächen und der Farben ließen nur ein Reinigungsverfahren in trockener Manier zu. Ein Einsatz von Feuchtigkeit hätte zu einer Reduzierung der Farben geführt. Die Klebstoffüberschüsse der früheren Maßnahme konnten mit Lösungsmittel angeweicht und weitgehend mechanisch entfernt werden. Behutsamer Einsatz der gleichen Lösemittel ermöglichte es auch, verschiedene Flecken und Verschmutzungen auf den Oberflächen zu reduzieren. Für ein geschlossenes und gepflegtes Erscheinungsbild der Bilder war es notwendig, die aus den Flächen hervorsteckenden Fehlstellen farblich in die Umgebung einzufügen. Dabei kamen Aquarellfarben

zum Einsatz, bewährt schon seit vielen Jahren als lichtechtes Farbmaterial für restauratorische Beläge. Kratzer, Abriebe, Macken und Auffüllungen wurden in stimmig ausgemischten Farbtönen an ihre Umgebung angeglichen. Selbst die im Farbton veränderten Retuschen der Vorgänger wurden punktuell überarbeitet. Nun ist diese ausdrucksstarke Bildabfolge wieder ohne störende Ablenkungen erlebbar. Die Schiebekonstruktion der Paneele erfolgt nur über ihre Aufhängung an der Decke. Somit wird die gesamte Last über einen Holzbalken, in den eine Metallschiene eingelassen ist, von oben getragen. Bereits eine geringe Absenkung bewirkte, dass die einzelnen Paneele auf dem Boden aufsaßen und nur gegen deutlichen Widerstand zu verschieben waren. Darum musste die Schiene vom Schlosser nachgearbeitet werden, um die gewünschte Gangbarkeit wieder zu ermöglichen. Die untere Abschlussleiste an den Paneelen wurde mit Seifenlösung und Mikrofaser-tuch gereinigt. Tiefere Beschädigungen bleiben als Spuren des Gebrauchs sichtbar.

Dokumentation und Finanzierung

Die Restauratorinnen dokumentierten alle ange-troffenen Schäden sowie die ausgeführten Maß-nahmen zur Konservierung und Restaurierung der Bilderwand ausführlich in Wort und Bild. Sowohl die vorangegangene Untersuchung mit Bestands-aufnahme als auch der Restaurierungsbericht sind in den Archiven der Kirchengemeinde und des Lan-desamts für Denkmalpflege als Grundlage für nachfolgende Maßnahmen hinterlegt. Realisiert werden konnte die Restaurierung mit Mitteln der Kirchengemeinde, der Evangelischen Gesamtkir-che Stuttgart und mit Fördergeldern der Landes-denkmalpflege in Höhe von circa 6000 Euro.



Literatur und Quellen

Dokumentation zur Konservierung und Restaurierung der Josefswand, Diplomrestauratorinnen Ursula Fuhrer, Caroline Walther, Christina von Buchholtz, Annette Kessler, 2019.

Untersuchung Diplomrestauratorinnen Ursula Fuhrer, Annette Kessler, 2017

E. Schroth, Video auf DVD 2016, im Besitz der ev. Kirchengemeinde mit 36 Fotos von Walter Laue.

Kurt Fremppel (Hrsg.): HAP Grieshaber, Kunst am Bau, Ludwigsburg 2014, S. 222, S. 249.

Gustav Zmaila: Die evangelische Stadtkirche St. Germanus, Stuttgart-Untertürkheim. Ein Kirchen- und Kunstführer, Stuttgart: Evang. Stadt- und Wallmerkirchengemeinde Untertürkheim (Hrsg.) 2003, S. 4, S. 62.

Margarete Hannsmann: Pfauenschrei, Die Jahre mit HAP Grieshaber, Albrecht Knaus (Hrsg.), München, Hamburg 1986, S. 221.

Ursula Sinnreich: HAP Grieshabers „Josefslegende“ in der Universitätsbibliothek Gießen. In www.geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2009/6914/pdf/Sinnreich-Grieshaber-1984.pdf.

Ursula Fuhrer
Diplomrestauratorin
Kornblumenweg 34
70374 Stuttgart

Jochen Ansel
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszentrum Esslingen

10 Detail von Szene 12, Aufwölbung durch aufgelöste Verklebung.

11 Detail aus Szene 29, Reparaturstrecke in drei Phasen, v. l. n. r.: die vertiefte Fehlstelle; mit Faserbrei aufgefüllt; mit Farbe in die Umgebung integriert.

12 Übergang von Szene 5 zu 6, Niederlegung und Anbindung von Hohlstellen mit Holzplatten in vertikaler Einbausituation.



„Sanierung 2.0“

Die Vollendung der Restaurierungsmaßnahmen zum Jubiläum des 400 Jahre alten „Lamparterhauses“ in Vaihingen/Enz

Für die beispielhafte Instandsetzung eines reich ausgestatteten Bürgerhauses erhielt die Familie Hitschler im Jahr 2000 den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg. Damals wurde das lange leer stehende, zum „Taubenschlag“ verkommene Kulturdenkmal gerettet und in den drei Vollgeschossen einer modernen Wohnnutzung zugeführt, wobei man das Dach aus gutem Grund aussparte. Nach einer Refinanzierungsphase von rund 16 Jahren konnte nun das Projekt „Sanierungsabschnitt 2“ vollendet werden. 400 Jahre nachdem das Lamparterhaus laut Inschriftenstein „von neuem erbaut“ wurde, stand die Restaurierung des beinahe unverändert erhaltenen ersten Dachgeschosses mit seiner bauzeitlichen Ausstattung und den zugehörigen Fassungen an. Auch die Erdgeschoss-Außenwände und der Gewölbekeller bedurften einer Instandsetzung, während sozusagen als „i-Tüpfelchen“ der Maßnahme ein Eichenholzfeiler im ersten Obergeschoss restauriert und ergänzt wurde.

Thomas Hitschler/Karsten Preßler

Baubeschreibung und Baugeschichte

Das bereits 1929 in die badische Denkmalliste aufgenommene und somit nach §12 Denkmalschutzgesetz als „Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung“ eingestufte „Haus Lamparter“ befindet sich im südwestlichen Altstadtquartier von Vaihingen/Enz (Abb. 1). Das große dreigeschossige Bürgerhaus wurde nach Norden giebelständig zur Mühlstraße und im Süden Richtung Mühlkanal direkt auf der Stadtmauer errichtet (Abb. 2; 3). Drei Dachgeschosse mit steilem Satteldach schließen das Haus mit einer stattlichen Firsthöhe von fast 17 m ab. Es gibt außerdem einen Gewölbekeller, der nicht mit dem Hausgrundriss übereinstimmt und zur Ostseite deutlich schmaler ist. Die im 18./19. Jahrhundert verputzte Fachwerkgiebelwand an der Mühlstraße besitzt mehrere Vorstöße mit profilierten Holzgesimsen. Die südliche, bündig auf der Stadtmauer aufsitzende Fassade hat in den oberen Geschossen eine Bruchsteinvormauerung, sodass nur im Innern das Fachwerk sichtbar ist. Ein im Hausflur vermauerter Inschriftenstein nennt die Jahreszahl „1617“ als Baudatum, das Ehepaar Heinrich und Margaretha Curbin als Eigentümer und Hans Drew als Baumeister (Abb. 4). Die Erbauungszeit wurde inzwischen auch durch eine dendrochronologische Untersuchung bestätigt. Die lateinisch verfasste Inschrift enthält auch zeit-

genössische Volksweisheiten, im Folgenden übersetzt: „Vertrau dem einzigen Gott [...], Ertrage, was du ertragen musst [...] Trau, aber schau, wem“. Das brachte dem Anwesen in der Mühlstraße 21 offensichtlich Glück: Es gehört zu den wenigen Gebäuden Vaihingens, die die Stadtbrände von 1617, 1693 und 1784 überstanden haben und zählt daher zu den ältesten Häusern der Stadt. Über die Jahrzehnte hinweg wechselte es mehrmals die Eigentümer und war im Besitz von Amtspersonen, Bürgern und Handwerkern (zum Beispiel Rotgerber und Bäcker), bis es vor circa 150 Jahren an die Familie Lamparter kam, die darin bis in die 1980er Jahre eine Gastwirtschaft betrieb und dem Haus schließlich seinen bis heute gebräuchlichen Namen gab.

Reiche Ausstattung und aussagekräftige Inschriften

Zahlreiche Ausstattungsdetails prägen das Äußere und Innere des Baudenkmal. Neben dem Inschriftenstein als herausragende Quelle für den Beginn des Neubaus dokumentiert eine Firstkonsole an der Spitze des Nordgiebels den Stolz der Bauherren und Zimmerer. Die Firstkonsole ist in Vaihingen einmalig und trug zu Zeiten des Wirtshauses „Zum grünen Baum“ auch immer einen Weinkrug. Am Ansatz der Konsole befindet sich eine

Wappenkartusche mit der Jahreszahl „1617“, den Initialen des Zimmermanns („E. K.“, vermutlich Erhard Koch) und den Zunftwerkzeugen Axt, Beil und Winkel.

Das Erdgeschoss war ursprünglich als Halle gestaltet und birgt im Flur eine mit Rahmungen und Stern- und Blütenmotiven bemalte Putzkappendecke, die bereits in der ersten Sanierungsphase restauriert wurde. Außerdem kamen damals zwei Bohlen-Balkendecken im ersten und zweiten Obergeschoss zum Vorschein, die gesichert und reversibel verkleidet wurden. Ein weiteres Element der repräsentativen Ausstattung ist ein ursprünglich frei stehender Eichenholzständer im ersten Obergeschoss mit volutenförmigen geschnitzten Kopfstreben.

Auch die Holz-Vertäfelung der „guten Stube“ im zweiten Obergeschoss mit kassetierter Rahmenfüllungs-Tür, kannelierten Halbsäulen und der Datierungsinschrift „1620“ auf dem Architrav zeugt vom Wohlstand der Bauherrschaft, den Fertigkeiten der Handwerker und der Beendigung des Innenausbaus.

Da das Dachgeschoss eine bauzeitliche Kammertür mit der aufgemalten Darstellung eines Kochs in zeitgenössischer Kleidung besitzt, kann dies als Hinweis auf die ursprüngliche Nutzung als Gasthaus gedeutet werden.

Die Dachgeschosse – eine Zeitreise ins 17. Jahrhundert

Der überwiegend in Tannenholz abgezimmerte, nahezu unverändert erhaltene Dachstuhl mit gut zugänglicher Konstruktion birgt Befunde, die Aufschluss über die Herkunft und die Transportwege des Holzmaterials geben. Nicht weniger als 73 Floßholzmerkmale wurden dort entdeckt und dokumentiert. Vom kleinsten Türsturzbalken über die Dachsparren bis hin zum knapp 14 m langen Rähm im ersten Dachgeschoss konnte nachgewiesen werden, dass das Bauholz größtenteils vom Nordschwarzwald über die Enz herangeflößt wurde. Dies ist auch nicht verwunderlich, steht das Haus quasi in Sichtweite zur Enz. Auch heute noch wird in Vaihingen, einer langen Tradition folgend, am Maientag der Flößertanz aufgeführt. Auch das Gewann „Holzgarten“ liegt in der Nähe zum Haus. Hier machten die Flößer wohl Rast und boten ihr Holz zum Verkauf an.

Das Besondere aber sind die Raumdekorationen im ersten Dachgeschoss, die fast vollständig erhalten sind und nie übermalt wurden. Es handelt sich dabei um Farbfassungen auf Fachwerkwänden, Holzdecken und Türen. Ein bis zu den Giebelwänden durchgehender Mittelflur mit Blockstufentreppe wird östlich von drei und westlich von

1 Westlicher Abschnitt der Mühlstraße mit Lamparterhaus (2. v. r.).



2 Nordfassade zur
Mühlstraße.

3 Südfassade zur Enz.

4 Inschriftenstein im
Erdgeschoss-Flur.



zwei Räumen mit Original-Ziegelböden flankiert (Abb. 5; 6). Die beiden mittleren Kammern entstanden erst im 18. Jahrhundert durch den Einbau der Flurwände und wurden später verändert, die westliche durch den Einbau einer Zwischenwand mit Räucherzimmer und einer neuen nach unten führenden Treppe, die östliche durch die Installation einer Heizungsanlage. Insgesamt drei Kammern, die repräsentativ gestaltete Flurzone, fünf Türen und die Treppenuntersicht besitzen noch die vollständige Ausmalung (Abb. 6; 7). Die Fachwerkbemalung besteht im Wesentlichen aus einer dunkelgrauen Balkenverbreiterung und zwei bzw. drei unterschiedlich breiten, schwarzen Konturlinien („Begleiter“) sowie freskal getünchten Putzfeldern auf den aus Bruchsteinen gemauerten Gefachen. Diese zeittypische, schwarz-graue „Begleiterfassung“ findet sich in ähnlicher Form auch auf den Deckenfeldern und Putzkappen im Erdgeschoss und zeugt von einem einheitlichen Gestaltungswillen der damaligen Bauherren und Handwerker. Von den sechs erhaltenen Kammertüren bestehen fünf aus verleimten Nadelholz-Brettern mit eingegrateten Leisten und schlichten Metallbändern und eine Tür aus einer Rahmenkonstruktion mit Kassette im unteren und einem Holzgitter im oberen Feld. Diese Tür ist mithilfe von sogenannten Spiralbändern an den Stützkloben aufgehängt (Abb. 8). Fünf Bretter-Türen sind durch aufgemalte Rahmungen zweifeldrig aufgeteilt und besitzen noch die polychrome Originalfassung (Abb. 9). Im Detail gibt es Unterschiede: So zeigt eine der Türen eine Rahmung mit rotem Farbband und frei

aufgemalte Kreise und Wellenlinien, während eine andere eine Raute im oberen Feld aufweist. Auch erhielt eine der Brettertüren in Anlehnung an die Kassettentür nachträglich ein Holzgitter im oberen Feld. Die Tür zur mittleren östlichen Kammer schließlich besitzt als einzige eine figürliche Bemalung und zeigt im oberen Feld die Aufschrift „Rüchtan“, die Jahreszahl „1618“ und die Darstellung eines Mannes in zeitgenössischer Kleidung: Er trägt eine Halskrause, ein Wams und eine Pluderhose (Abb. 10; 11). Eine Schürze und der erhobene Löffel in der rechten Hand zeichnen ihn als Koch aus. „Rüchtan“ bedeutet so viel wie „Richte an“, was gleichermaßen als Hinweis auf die Fertigstellung der Küche und auf die Nutzung als Gasthaus interpretiert werden kann. Das Schadensbild auf allen Oberflächen im ersten Dachgeschoss war geprägt durch starke Staub- und Rußablagerungen, durch mechanische Beschädigungen als Folge unsachgemäßer Reinigungen, aber auch durch Salze, die mittels Taubenkot in die Putze eingedrungen waren. Fehlstellen gab es vor allem in den Randbereichen der Putzfelder der Fachwerkwände, während ein Teil der Holzdecke im Flur Brandschäden aufwies.

Die Restaurierung der Fachwerkwände

Ein insgesamt siebenköpfiges Team von Fachrestauratoren für Wandmalerei und Architekturfassung war mit Voruntersuchungen, Arbeitsproben, Konzeptfindung und schließlich der Durchführung der Arbeiten an den bemalten Fachwerkwänden



5 Grundriss erstes Dachgeschoss mit Baualtersplan, Michael Hermann.

beschäftigt. Drei Kammern und die repräsentativ gestaltete Flurzone weisen mit Dekormalerei gestaltete Fachwerkwände auf. Die Putzflächen besitzen eine wohl freskal aufgetragene weiße Tünche, während die Graufassung und schwarzen Konturlinien *al secco* aufgemalt wurden und sich teilweise als sehr fragil erwiesen. Die Festigung von pudrenden und die Niederlegung aufstehender Malschichten und die Trockenreinigung mit Schwämmen mussten als Kombinationsarbeitsschritte eng aufeinander abgestimmt werden, um Verluste an der Originalfassung zu vermeiden. Auch die anschließende Putzsicherung und Hinterfüllung von Putzhohlstellen waren sehr aufwendig. Putzfehlstellen ergänzte man mit Sumpfkalk und Cellulose, wobei man das Entstehen von Feuchterändern durch temporäres Sperren der Bruchflanken mit Cyclododekan verhinderte.

Durch die Fehlstellen in den Randbereichen der Putzfelder war die aufgemalte Balkenverbreiterung unterbrochen und das Dekorsystem nicht mehr richtig „lesbar“. Das denkmalpflegerische Konzept basierte auf einer Konservierung der überall sichtbaren Erstfassungen mit zurückhaltender Restaurierung. Demnach beschränkten sich die Vollretuschen bei den Putzfeldern auf die aufgemalte, grauen Balkenverbreiterungen, während Fehlstellen bei den Begleitern nicht ergänzt wurden. Dadurch wurde die Balkenverbreiterung und somit die äußere Rahmung der Wandkassetten wieder vervollständigt, andererseits aber der Retuscheaufwand und somit der Anteil an malerischen Ergänzungen deutlich eingegrenzt. Retuschen in „*aqua sporca*“-Technik auf Neukittungen und in geringerem Umfang bei kleinen Fehlstellen im Malereibestand rundeten die Arbeiten ab.

6 Flur erstes Dachgeschoss nach Süden.

7 Nordöstliche Kammer im 1. Dachgeschoss.



8 Tür zum Raum 3.4 mit Spiralbändern und Holzgitter.

9 Tür zur südwestlichen Dachkammer.



Auch die Putzfelder der ungefassten Fachwerkwände in den drei Dachgeschossen mussten restauriert werden. Fehlstellen und lose Putzteile gab es auch hier in den Randbereichen und bei kleinen, spitz zulaufenden Gefachefeldern. Nach intensiver Trockenreinigung und anschließendem Ausstopfen von tieferen Rissen und Fehlstellen mit Lang- bzw. Stopfhanf wurde ein trocken gelöschter Kalkmörtel an Fehlstellen und Ausbrüchen eingebracht. Dieser wurde nach Vorversuchen mit verschiedenen Zuschlägen, die entsprechend der Sieblinie und Farbigkeit dem vorgefundenen Putzmörtel am nächsten kam, durch eine Restaurierungswerkstatt für historische Putze und Stuck hergestellt. Als Zuschlag wurde ein gelblich bis brauner Moränenbrechsand eingesetzt. Hohlliegende Putzschichten mussten zur Sicherung hinterfüllt, lose Teile gefestigt werden. Abschließend strich man die Gefache wieder mit einer Kalkkaseinlasur.

Die Aufarbeitung der Holzausstattung

Die schreinermäßige Aufarbeitung und Reparatur der Holzausstattung bildeten den Auftakt der zweiten Sanierungsphase im Januar 2016. Bei den Dachkammertüren wurden Fehlstellen und holztechnisch unpassende, nachträglich angebrachte Teile ersetzt, breite Risse ausgespänt und die Holzgitter zweier Türen in filigraner Schreinerarbeit restauriert. Zu diesen Maßnahmen gehörte auch, die Beschläge und Türschlösser zu entrostern und anschließend mit Wachs einzulassen, die Kloben zu richten und die Türblätter und Schließungen wieder gangbar zu machen.

An der bauzeitlichen Blockstufentreppe zwischen dem ersten und dem zweiten Dachgeschoss wurden zwei Geländer repariert, die Treppenstufen ausgebaut, in der Werkstatt eines Holzrestaurators aufgearbeitet und wieder eingebaut. Die Balken, auf denen die Blockstufen wieder aufgenagelt wurden, blieben *in situ*. Der bereits erwähnte achteckige Eichenholzständer im ersten Obergeschoss war durch eine nachträglich eingefügte Trennwand teilweise verdeckt, einer seiner vier Kopfstreben beraubt und auf einer Seite wandbündig abgebeilt worden. Nachdem die bauzeitliche Fassung durch eine Fachrestauratorin dokumentiert und gesichert worden war, ergänzte man den teilweise abgebeilten Pfeilerschaft und rekonstruierte die fehlende Kopfstrebe nach Vorbild der erhaltenen (Abb. 12).

„Die Rückkehr des Kochs“: Die Restaurierung der Türen und bemalten Holzteile

Die Arbeiten an den farbig gefassten, aus Nadelholz gefertigten Bauteilen umfassten die bereits erwähnte Blockstufentreppe zum zweiten Dachgeschoss, die Deckenbretter im ersten Dachgeschoss sowie die Dachkammertüren und wurden durch eine Fachrestauratorin für Gemälde und Skulptur durchgeführt. Da die Bemalungen wie bei den Fachwerkwänden sämtlich der Bauzeit zuzuordnen sind und später nicht überfasst wurden, lag der denkmalfachliche Fokus auf der Festigung, Reinigung, Konservierung und Restaurierung ohne jüngere Zeitschichten berücksichtigen zu müssen. Die Fassung an der Unterseite der Blockstufen be-



10 Tür zur mittleren östlichen Kammer mit Darstellung des Kochs.

11 Ausschnitt der Tür zur mittleren östlichen Kammer.

steht aus drei auf weißer Grundierung aufgebrauchten schwarzen Begleitstrichen unterschiedlicher Stärke, die die Rahmung einer Kassettierung bilden. Nach der Malschichtfestigung wurden die Oberflächen trocken gereinigt und die hartnäckigen Russ- und Schmutzschichten mithilfe von Klucelgel entfernt. Die Holzergänzungen waren zuvor bereits farblich angeglichen worden. Fehlstellen bei den Begleitstrichen wurden mittels Punktretusche angeglichen, bevor die Blockstufen einen Überzug mit Dammarharz erhielten.

Farbig gefasste Deckenholzbretter und Balken findet man in der Flurzone und den beiden mittleren Kammern, die ursprünglich wohl einen Querflur bildeten und erst später mit Wänden vom heutigen Mittelflur abgetrennt wurden. Auch hier besteht die bauzeitliche Fassung aus einem weißen, nur noch fragmentarisch erhaltenen Hintergrund und drei schwarzen, unterschiedlich breiten Begleitstrichen, welche die von Balken gerahmten Deckenfelder als Kassetten gestalten. Während der mittlere, breite Begleitstrich nach einer Seite „wolkig“ ausläuft, ist der Übergang des äußeren Begleiters zu den Deckenbalken mit grauer Farbe ausgefüllt. In der südlichen Flurzone sind außerdem die Reste einer Rosenblüte zu erkennen, die der Bemalung der Kappendecke im Erdgeschoss ähnelt. Neben den im Dachgeschoss üblichen Verschmutzungen gab es außerdem einen starken, aber nicht mehr aktiven Anobienbefall und einen Brandschaden im südlichen Bereich der Flurdecke, der bei der Restaurierung ausgespart wurde. Auch hier war zunächst die Festigung lockerer Fassungs-bereiche notwendig, bevor man mit den gleichen

Methoden wie bei der Treppenuntersicht reinigte und die Fehlstellen wiederum per Punktretusche schloss.

Die fünf Brettertüren schließlich sind jeweils flurseitig farbig gefasst und zeigen eine gleichartige, zweifeldrige Ausgestaltung. Eine obere und eine untere Kassette in den Binnenflächen werden umrahmt von einem Musterband. Die Vorgehensweise bei der Restaurierung war ähnlich wie bei den Blockstufen und den Deckenbrettern. Nach partiellen Malschichtfestigungen wurden eine kombinierte Trocken- und Feuchtreinigung ausgeführt und ein Schutzüberzug mit Dammarharz aufgetragen. Viele Jahre nachdem die Tür mit dem Koch im Stadtarchiv eingelagert worden war, wurde auch sie restauriert und durfte an ihren angestammten Platz zurückkehren.

Sanierung „von Kopf bis Fuß“

Eine weitere Besonderheit im ersten Dachgeschoss sind die aufwendig ausgeführten Ziegel-Böden in den fünf Kammern, die unterschiedlich, so zum Beispiel im Fischgrät- oder im Läuferverband auf einem 1 bis 2 cm starken Kalkmörtelbett verlegt wurden. Die meisten der bauzeitlichen Ziegelplatten sind vollständig erhalten und der vorindustriellen Brennmethodens entsprechend unterschiedlich gefärbt. Gerissene bzw. schadhafte Fliesen wurden gekittet und Fehlstellen mit neuen Ziegelplatten ausgefüllt, die nach Vorbild der 400 Jahre alten Keramik durch die örtliche Töpferei nachgebrannt wurden. Von der Produktion der Ersatzfliesen abgesehen, wurden diese Arbeiten in fast

12 Holzpfeiler mit rekonstruierter Kopfstrebe im ersten Obergeschoss, Treppenhausflur.



Glossar

Al secco

Aus dem Italienischen stammende Bezeichnung für Wandmalerei auf trockenem Putz.

Aqua sporca

Abtönung kleinerer Fehlstellen im Putz mit einer monochromen dunklen Lasur.

Cyclododekan

Montagekleber, der insbesondere bei der restauratorischen Behandlung und Stabilisierung fragiler Oberflächen und Objekte zum Einsatz kommt.

Dammarharz

Wird aus Rindensekret gewonnen und findet als Schutzanstrich Verwendung.

Kalkkaseinlasur

Im Gegensatz zum Kalkanstrich enthält die Kalkkaseinlasur mehr Wasser und wirkt daher nicht deckend, sondern nur wie ein zarter Schleier.

1100 Stunden Eigenleistung durch den Bauherren erbracht.

Zu guter Letzt standen noch Arbeiten am Erdgeschoss-Außenputz und im Gewölbekeller an. Die massiv gemauerten Erdgeschoss-Taufseiten des Hauses sind mit einem rötlich braunen Kalkputz und unterschiedlichen neueren Reparaturputzen versehen. Während im westlichen Bauwuch der Putz bis auf wenige Stellen noch weitgehend erhalten blieb, war die östliche Wand stark geschädigt. Dort waren auch einige Kalk- und Sandsteine des Mauergefüges schadhafte, sodass nur wenige Fragmente bauzeitlichen Putzes erhalten werden konnten. Der relativ schlechte Zustand dieser Außenmauer rührte wohl daher, dass das östlich gelegene Nachbarhaus beim letzten Vaihinger Stadtbrand ein Raub der Flammen wurde und das Mauerwerk somit einer großen Hitzeeinwirkung ausgesetzt war. Wie schon bei der Ergänzung der Fachwerk-Putzfelder im Dachgeschoss wurden von einer Restaurierungswerkstatt für historische Putze und Stuck Analysen durchgeführt, um die Rezeptur für den neuen Mörtel auf die historischen Gegebenheiten abzustimmen. Nach Sanierung des Mauerwerks wurde dann trocken gelöschter Kalkmörtel mit Ziegelmehl als Zuschlagstoff verwendet, um die vorgefundene Farbigkeit zu erreichen und die Festigkeit zu erhöhen. Der Wandverputz wurde händisch angeworfen, einlagig aufgebracht, mit der Kelle abgeschleibt und mit der Kalkbürste „dressiert“.

Beim Gewölbekeller musste der mit Sandsteinplatten belegte Boden, der unterschiedlich stark abgesunken war, begradigt werden. Dabei zeigte sich, dass der Kellerboden ursprünglich circa 70 bis 80 cm tiefer lag und erst später auf die jetzige Höhe angefüllt wurde. Damit reagierte man auf den durch die Errichtung des Mühlwehrs bedingten Anstieg des Enz-Wasserspiegels. Beim archäologisch begleiteten Aushub gab es interessante Befunde und Funde, darunter einen Mörteltrog, zwei runde Bottiche und eine Bäckermolle. Mit den Maßnahmen im Gewölbekeller wurden die „von Kopf bis Fuß“ des Hauses reichenden Arbeiten abgeschlossen.

Resümee

Dass die Bauherrschaft von Beginn an, also seit rund 25 Jahren, ein besonderes, auch emotionales Verhältnis zu ihrem Kulturdenkmal hat, wird noch heute durch Bemerkungen wie: „es war wie Liebe auf den ersten Blick“ und: „das Haus hat uns ausgesucht, nicht umgekehrt“ deutlich. Die Arbeiten bedeuten die Vollendung des damals gemeinsam mit dem Landesamt für Denkmalpflege entwickelten Nutzungs- und Restaurierungskonzepts und wurden vom Referat praktische Bau- und

Kunstdenkmalpflege, die Kellersanierung vom Referat operative Archäologie begleitet. Die für die Maßnahme notwendigen Aufwendungen wurden durch Eigenkapital, Kreditaufnahme und über 3200 Stunden Eigenleistungen erbracht und durch Förderungen des Landes in Höhe von 54 000 Euro und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg in Höhe von 28 000 Euro unterstützt. Die Dachgeschosse werden wie bisher „museal“ genutzt und können im Rahmen vereinbarter Führungen besichtigt werden.

Literatur und Quellen

- Restaurierungsberichte (Vaihingen/Enz, Mühlstraße 21, sog. Lamparterhaus, Objekt-Nr. LAD: 3111) Michael Uttenrodt, Dokumentation zur Restaurierung der Holzausstattung (Zierständer, Treppe, Türen, Geländer), Bericht vom 09. Mai 2020.
- Michael Hermann, Bericht zur dendrochronologischen Datierung, Bauaufnahme erstes Dachgeschoss, Baualtersplan erstes Dachgeschoss, September 2020.
- Dipl.-Rest. Sophie Richter, Dokumentationen zur Restaurierung der bemalten bauzeitlichen Treppe, Türen und Holzdecke im 1. Dachgeschoss, Bearbeitungszeitraum März 2016–Juni 2019.
- Dipl.-Rest. Anja Brodbeck-Holzinger/Martin Holzinger, Restaurierungsbericht 1. Dachgeschoss, gefasste Wandbereiche, Bericht vom März 2018.
- Dipl.-Rest. Carmen Diehl, Dokumentation der Maßnahmen an den ungefassten Wandflächen in den Dachgeschossen; 05. August 2016.
- Dipl.-Rest. Luise Schreiber-Knaus, Restauratorische Befunduntersuchung zum Bestand an Putzen und Fassungen, zum Zustand der Gefachmalereien und zu Arbeitsproben mit Maßnahmenempfehlungen, Bericht vom Mai/Juni 2015.
- Judith Breuer u. a., Denkmalschutzpreis 2000, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 30. Jg., 1/2001, S. 10–19; S. 12–13.
- Eine Vielzahl an detaillierten Informationen, so zu den Ausgrabungen im Gewölbekeller, Deponiefunden und weiteren schriftlichen Zeugnissen, die das Haus selbst offenbart, findet man unter: www.hauslamparter.wordpress.com/
www.hauslamparter.wordpress.com/2018/09/24/der-keller/

Thomas Hitschler
Vaihingen/Enz

Dr. Karsten Preßler
*Landesamt für Denkmalpflege
Im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszentrum Esslingen*

Gras drüber!

Die geglückte Rettung des römischerzeitlichen Gutshofs von Gaius Longinius Speratus bei Großbottwar

Viele archäologische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg liegen in landwirtschaftlich intensiv genutzten Arealen. Pflug und Erosion führen zu einer schleichenden, aber stetigen Zerstörung der Überreste im Boden. Bei Großbottwar befindet sich ein römischerzeitlicher Gutshof, der einige Besonderheiten aufweist. Unterschiedliche Forschungsmethoden führten in den letzten 20 Jahren zu einem deutlichen Wissenszuwachs über diesen Platz. Durch die gemeinsame Anstrengung von ehrenamtlichem Mitarbeiter, dem Landesamt für Denkmalpflege, der Stadt Großbottwar sowie den Grundstücksbesitzern gelang es nun, das Areal in die öffentliche Hand zu überführen und das Denkmal durch Umwandlung von Ackerland in Wiese für künftige Generationen dauerhaft zu schützen.

Christian Bollacher/Marcus G. Meyer

Frühe Entdeckungen

Römischerzeitliche Zeugnisse aus Großbottwar sind seit Längerem bekannt. Bereits im Jahr 1710 wurde im Hof des Großbottwarer Schösschens eine der interessantesten Inschriften der Römerzeit aus Baden-Württemberg entdeckt. Sie diente in Zweitverwendung als Abdeckplatte über einer steinernen Dole (Abb. 1). Es handelt sich um eine den Heilgöttern Apollo und Sirona geweihte Inschrift, die ursprünglich an einem Tempel angebracht war. Das Heiligtum selbst ist bislang nicht entdeckt worden. Es dürfte sich um ein kleines Tempelgebäude gehandelt haben, das nahe einem Gutshof, vielleicht bei einer Quelle, gestanden hat. Der Inschriftenstein war wohl über dem Eingang angebracht. Im Innern dürften Statuen oder Reliefs der Götter gestanden haben, wie in der Inschrift erwähnt wird.

Nordwestlich der heutigen Stadt befindet sich das Gewann „Mäurach“ oder „Mäurich“, dessen Name auf im Boden verborgene Mauern hinweist. Auf dem gegen Südosten vorspringenden flachen Rücken an einem leicht nach Südwesten geneigten Hang oberhalb der Kleinen Bottwar waren seit den 1860er Jahren römischerzeitliche Überreste bekannt, die damals als „Niederlassung“ interpretiert wurden. Klarheit über die Situation schuf erst eine kleinere Ausgrabung, die 1926 unter Leitung des Archäologen Oscar Paret stattfand. Er ließ drei Räume eines noch größeren Steingebäudes frei-

legen, unter denen sich ein gut erhaltenes Kaltwasserbecken und ein gemauerter Kanal befanden (Abb. 3). Paret deutete die Überreste als Badegebäude eines Gutshofs. Von hier stammen zahlreiche Dachziegel, von denen 35 Exemplare der Leistenziegel (*tegulae*) einen Stempel „GLSP“ aufweisen (Abb. 2). Aufgrund der vielen gestempelten Ziegel nahm Paret an, dass die Abkürzung „GLSP“ mit dem in der altbekannten Inschrift genannten Gaius Longinius SPeratus gleichzusetzen sei und es sich bei den Gebäudeüberresten im „Mäurach“ um den Gutshof des (auch) als Ziegler tätigen Mannes und seiner Familie handeln dürfte.

Neueste Entdeckungen

Im Jahr 2002 gelang es bei einer durch die Stadt Großbottwar veranlassten geophysikalischen Untersuchung, die Fundamente mehrerer, auch bisher unbekannter Stein- oder Steinsockelbauten zu lokalisieren (Abb. 4). Diese sowie Luftbilder aus den 2010er Jahren, die Bewuchsmerkmale von im Boden verborgenen Mauern und Gruben zeigen, geben nun einen Eindruck vom Aussehen der noch vorhandenen Gebäudestrukturen und weiterer Befunde sowie deren Lage (Abb. 5). Ergänzt werden diese Kenntnisse durch die seit 2006 systematisch über viele Jahre hinweg durchgeführten intensiven Begehungen des Platzes durch Markus Pantle, der als ehrenamtlich beauftragter Mitarbeiter der archäologischen Denkmalpflege in Großbottwar tä-



1 Kopie der 1710 in Großbottwar entdeckten Inschriftenplatte aus Sandstein.



In h(onorem) d(omus) d(ivinae) Apo[lli]ni et Sironae aedem cum signis C(aius) Longinius Speratus vet(eranus) leg(ionis) XXII Pr(imigeniae) p(iae) f(idelis) et Iunia Deva coniunx et Longini(i) Pacatus Martinula Hilaritas Speratianus fili(i) in suo posuerunt v(otum) s(olverunt) l(ibentes) l(aeti) m(erito) Muciano et Fabiano co(n)s(ulibus).

Zu Ehren des Kaiserhauses haben dem Apollo und der Sirona den Tempel mit Bildwerken Gaius Longinius Speratus, Veteran der 22. Legion, der erstgeschaffenen, frommen, getreuen, und Junia Deva, seine Gattin, und ihre Kinder Pacatus, Martinula, Hilaritas, Speratianus auf eigenem Boden errichtet. Sie haben ihr Gelübde eingelöst froh und freudig nach Gebühr unter dem Konsulat des Mucianus und des Fabianus [im Jahr 201 n. Chr.].

tig ist. Erst die von ihm entdeckten zahlreichen Funde ermöglichen es, das Aussehen und die zeitliche Einordnung des Gutshofs noch besser zu verstehen.

Im Jahr 2013 schließlich stieß Landwirt Martin Ziegler beim Pflügen seiner Ackerparzellen im „Mäurach“ auf die Reste einer aus Ziegeln gesetzten Struktur. Er meldete diese Entdeckung an Markus Pantle, der in Absprache mit dem Landesamt für Denkmalpflege einen kleinen Sondageschnitt eröffnete. Ohne seine Substanz zu beeinträchtigen, konnte der Befund freigelegt, dokumentiert und als Ziegelbrennofen angesprochen werden (Abb. 7). Da sich auch hier zahlreiche Ziegelplatten mit dem „GLSP“-Stempel fanden, konnte kaum mehr ein Zweifel bestehen, dass die Ziegelei des Gaius Longinius Speratus gefunden war.

Aussehen, Geschichte, Bewohner und Bedeutung

Bislang sind von dem Gutshof somit mindestens zwei Bauten aus Stein oder mit Steinfundamenten sowie ein Ziegelbrennofen bekannt (Abb. 7). Der höher am Hang gelegene Bau mit mindestens fünf

Räumen lässt sich als Wohngebäude deuten. Unterhalb davon befindet sich das „Badegebäude“, das möglicherweise einen Badetrakt darstellt. Denn zusammen mit weiteren Räumen und dem von Paret freigelegten Kanal könnte es sich auch um ein größeres Hauptgebäude in kombinierter Stein- und Holzbauweise gehandelt haben. Am tiefsten gelegen ist der Brennofen zur Ziegelherstellung. Zu der gesamten Anlage dürften noch weitere Holzbauten sowie der erwähnte kleine Tempel gehört haben, an dem der Inschriftenstein angebracht war. Da die typischen Nebengebäude eines Gutshofs, die der Landwirtschaft dienen, bisher fehlen, besteht entweder die Möglichkeit, dass sie in reiner Holzfachwerkbauweise errichtet waren und noch nicht entdeckt wurden. Oder die Haupteinkünfte erzielte die Familie durch Ziegelproduktion und -verkauf und betrieb Landwirtschaft nur in kleinem Rahmen für den Eigenbedarf. Die Funde, insbesondere die Gefäßkeramikscherben, legen eine Datierung des Gutshofs in den Zeitraum 160/180 bis ins zweite Drittel des 3. Jahrhunderts n. Chr. nahe.

Die Anlage lässt sich grundsätzlich mit anderen Gutshöfen im Umfeld vergleichen. Was sie jedoch



2 Römischer Dachziegel (tegula) mit Stempel. Ausgrabung „Bad“ 1926.

unter ihresgleichen hervorhebt und das besondere Bemühen um ihre Erhaltung und Erforschung rechtfertigt, ist der Umstand, dass sie zu den ganz seltenen Fällen im Lande zählt, bei denen uns die Bewohner einer Siedlung namentlich bekannt sind. Gaius Longinius Speratus war – dies geht aus der erwähnten Inschrift hervor – Veteran der in Mainz stationierten 22. Legion. Nach Ende seines 20-jährigen Militärdienstes und der Entlassung aus der Armee ließ er sich bei Großbottwar nieder. Dort lebte er mit seiner Frau Iunia Deva sowie seinen Kindern Pacatus, Martinula, Hilaritas und Speratianus in einem kleinen Gutshof, den er vielleicht mit seinem Entlassungsgeld aufgebaut hat. Er arbeitete erfolgreich als Privatziegler, wie im Umkreis von 20 km entdeckte von ihm gestempelte Ziegel belegen. Wahrscheinlich war er bereits als Soldat in einer Legionsziegelei tätig gewesen.

Der Weg zur Rettung des Denkmals

Aus denkmalpflegerischer Sicht erschien es zunehmend problematisch, dass das Gelände dieses außergewöhnlichen Kulturdenkmals nach wie vor landwirtschaftlich genutzt wurde. Die alljährlichen Fundmeldungen Markus Pantles und Martin Ziegler, die immer dann erfolgten, wenn der Pflug durch den geschichtsträchtigen Boden gegangen war und dabei römischen Bauschutt und anderes Fundmaterial an die Oberfläche befördert hatte, belegten den schleichenden Substanzverlust im Boden. Die Notwendigkeit eines nachhaltig wirksamen Schutzkonzeptes lag auf der Hand und sein Ziel musste sein, die archäologischen Reste des im Denkmalsbereich nachgewiesenen Gebäudebestandes aus der ackerbaulichen Nutzung zu bekommen. Um einem solchen Konzept den Weg zu bahnen, war es zunächst erforderlich, die rechtlichen Möglichkeiten des Denkmalschutzes voll auszuschöpfen. Im Jahr 2016 wurde die „Longinius-villa“ als Kulturdenkmal von besonderer Be-

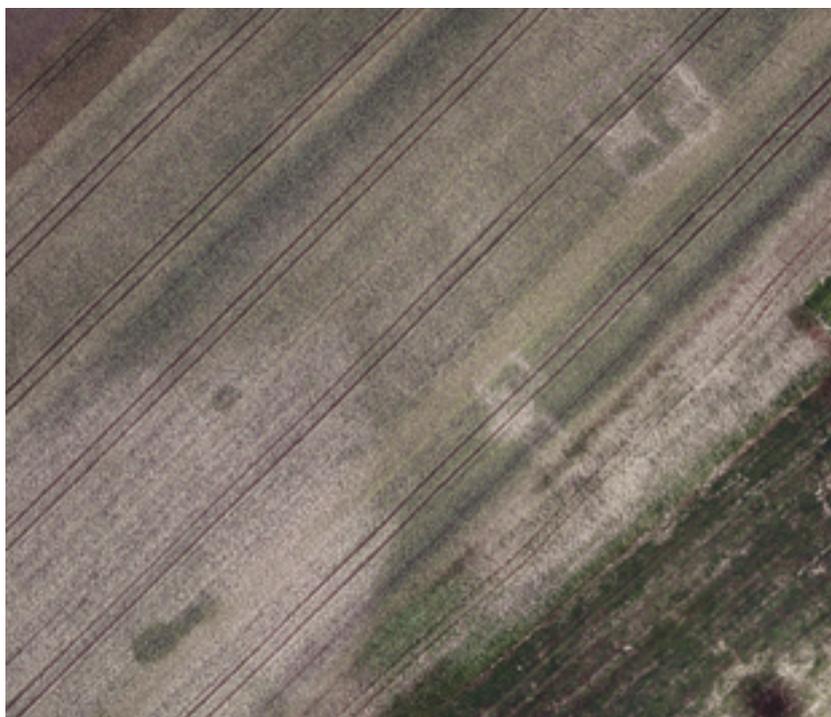
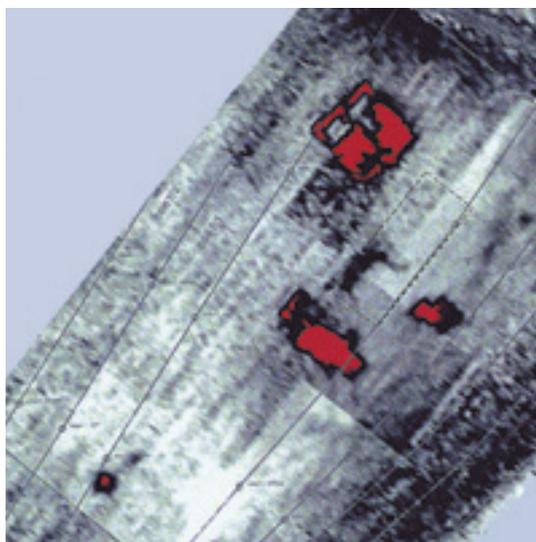


deutung gemäß §12 des Denkmalschutzgesetzes ins Denkmalsbuch eingetragen – ein Schritt, der angesichts ihres wissenschaftlichen Ranges als ungewöhnlich beredtes Beispiel provinzialrömischer Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte überfällig war. Zugleich wurde durch die Eintragung die Möglichkeit geschaffen, den Aufkauf der Denkmalparzellen durch die zuständige Kommune aus den Mitteln der Denkmalförderung zu bezuschussen, sofern er mit einer Stilllegung der Flächen und ihrer Überführung in eine denkmalverträgliche Grünlandnutzung einhergehen würde. Dass sich die Stadt Großbottwar, vertreten durch ihren Bürgermeister Ralf Zimmermann, dazu bereit erklärt und die Mühen nicht gescheut hat, mit den betroffenen Grundstückseigentümern in teils längere Verhandlungen über Flächenaufkauf beziehungsweise -tausch einzutreten, verdient einen herzlichen Dank – nicht nur der Landesdenkmalpflege, sondern aller geschichtsinteressierten Bürgerinnen und Bürger der Stadt und des ganzen Landes! Es ist durch dieses vorbildliche Engage-

3 Archäologische Ausgrabung im „Badegebäude“ oder Badetrakt im Jahr 1926. Vorne ein halbrundes Kaltwasserbecken mit Trittstufen, rechts der Kaltbaderaum.

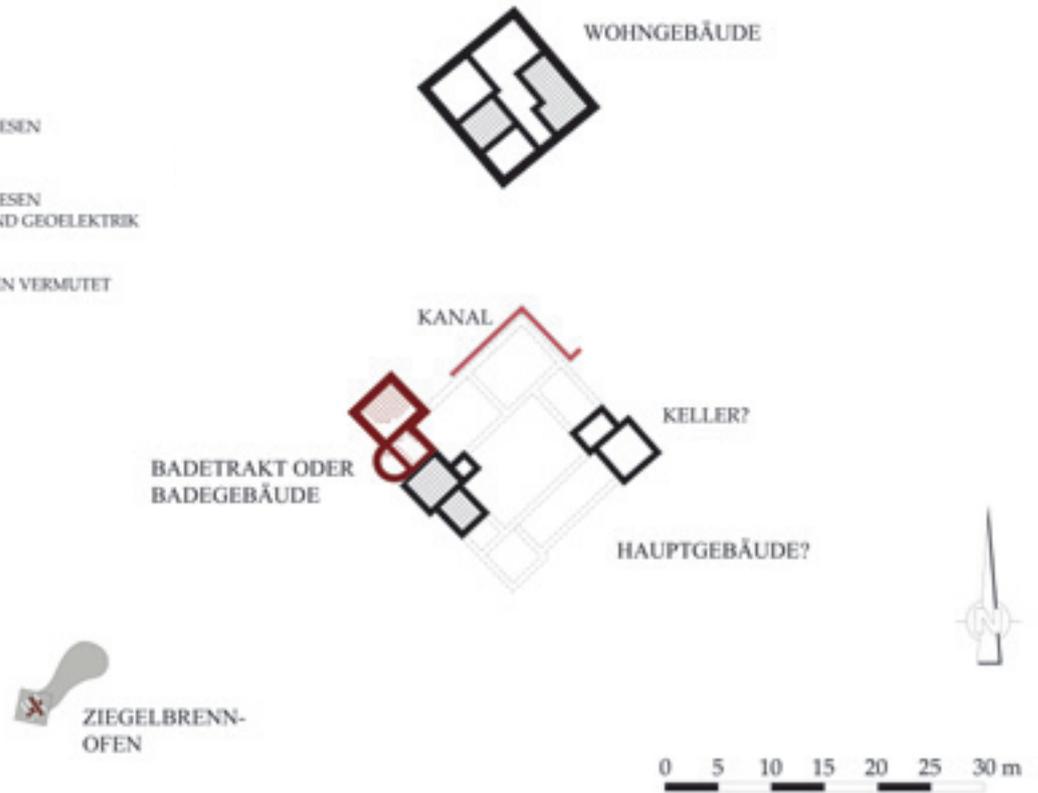
4 Geophysikalisches Messbild. Oben ein Wohngebäude, in der Mitte das „Badegebäude“ sowie rechts davon ein weiterer Raum und unten links der Ziegelbrennofen.

5 Luftaufnahme aus dem Jahr 2010. Rechts oben das Wohngebäude, in der Mitte das „Badegebäude“ und links unten, als dunkelgrüne Struktur, der Ziegelbrennofen.

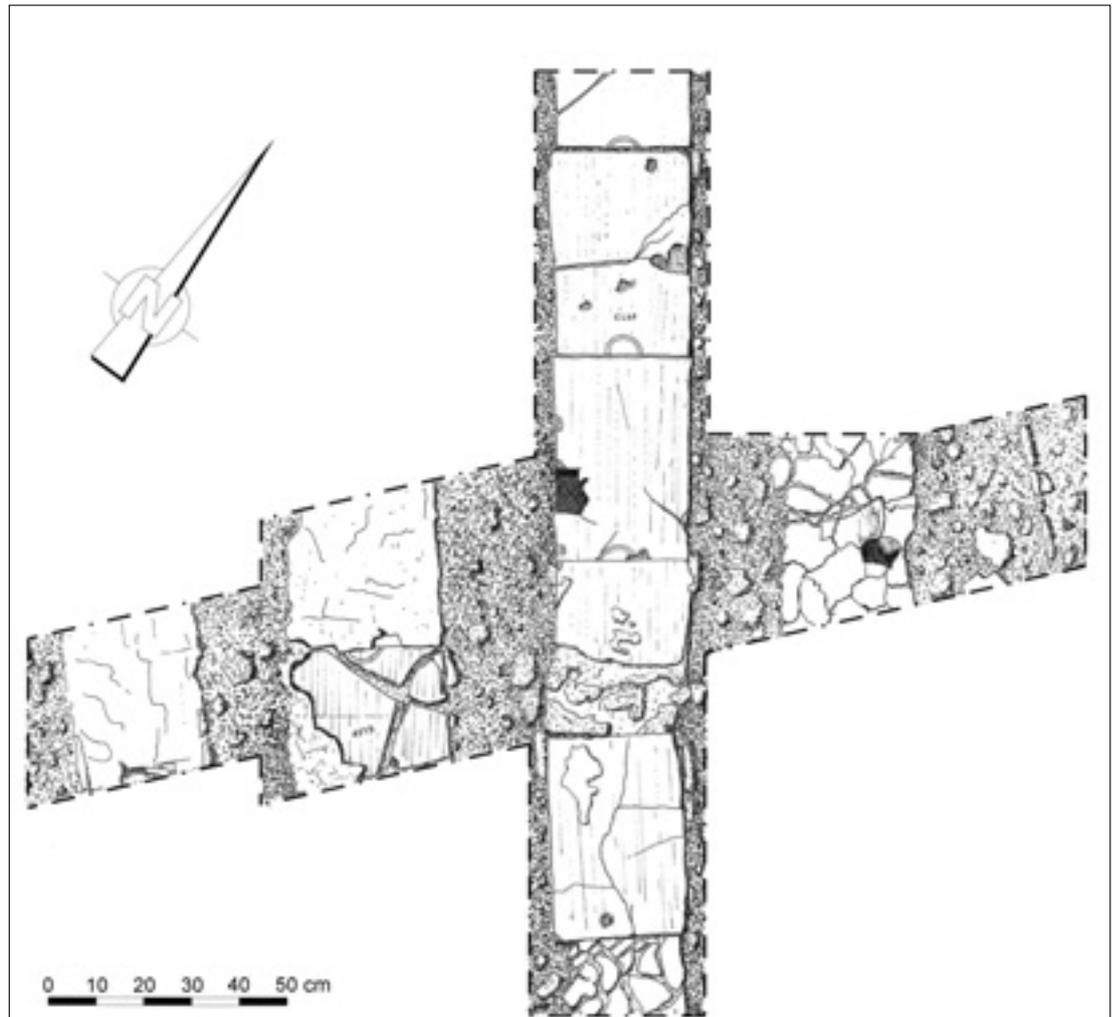


LEGENDE

-  RÖMISCHE MAUERN NACHGEWIESEN DURCH GRABUNGEN
-  RÖMISCHE MAUERN NACHGEWIESEN DURCH BEWUCHSMERKMALE UND GEOELEKTRIK
-  RÖMISCHE GEBÄUDESTRUKTUREN VERMUTET



6 Gesamtplan des Gutshofs von Großbottwar „Mäurach“ nach Ausgrabungen, Luftbildern und geophysikalischen Untersuchungen, angefertigt von Markus Pantle.



7 Ziegelbrennofen von Großbottwar. Von Markus Pantle 2013 freigelegt und dokumentierter Ausschnitt der Brennchamber.



8 Hinweistafeln zum Gutshof des Gaius Longinius Speratus in Großbottwar, die 2017 auf Veranlassung der Stadt errichtet wurden.

ment, das im vergangenen Jahr zum Erfolg geführt hat, gelungen, einer faszinierenden Geschichte ihren Ort und einem faszinierenden Ort seine Geschichte zu erhalten. Neben dem Flächenerwerb umfasste die Fördermaßnahme auch die Konzeption und Errichtung zweier Informationstafeln (Abb. 8), die es den Passanten vor Ort erlauben, sich von der besonderen Vergangenheit des Gewanns „Mäurach“ ein Bild zu machen – eine Vergangenheit, über die mittlerweile endlich schützendes Gras gewachsen ist.

Ein großer Dank gebührt auch Martin Ziegler dafür, dass er nach seiner Entdeckung des Ziegelofens auf das weitere Pflügen seiner Parzellen freiwillig verzichtete und ungeachtet aller wirtschaftlichen Nachteile, die ihm daraus entstanden, Gras aussäte. Er hat dadurch nicht nur Gespür und Feinsinn für die Zeugnisse und Relikte bewiesen, die zur kulturhistorischen Kulisse unserer Gegenwart gehören, sondern auch sein Eigeninteresse zugunsten der Allgemeinheit hintangestellt – eine rare Tugend!

Wenn wir aber bezüglich des Schutzes der „Longinius-villa“ heute mit einer Erfolgsmeldung aufwarten können, ist dies in erster Linie das Verdienst Markus Pantles, der das besondere Fleckchen Erde im Nordwesten seiner Heimatstadt Großbottwar seit Jahren nicht mehr aus den Augen gelassen hat. In der ihm eigenen Art – freundlich und beharrlich – hat er Bewegung in die Dinge gebracht und durch Ausstellungsprojekte und die von ihm grafisch mitgestalteten Informationstafeln vor Ort umfangreiche Aufklärungsarbeit geleistet. Für dieses bürgerschaftliche Engagement sei ihm im Namen der Landesdenkmalpflege ein herzlicher Dank ausgesprochen.

Literatur

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.): Archäologie – Landwirtschaft – Forstwirtschaft: Wege zur integrativen Nutzung von Bodendenkmalen in der Kulturlandschaft Baden-Württemberg, 3. Aufl. Esslingen a. N. 2019.

Ulrich Brandl/Emmi Federhofer (Hrsg.): Ton + Technik. Römische Ziegel. Schriften des Limesmuseums Aalen 61, Esslingen a. N. 2010, S. 69; 99 Nr. 30.

Hans-Peter Kuhnen: Die Privatziegelei des Gaius Longinius Speratus in Großbottwar, Kreis Ludwigsburg. Handel und Wandel im römischen Südwestdeutschland. Fundberichte aus Baden-Württemberg 19/1, 1994, S. 255–264.

Oscar Paret: Die Siedlungen des römischen Württemberg. Die Römer in Württemberg 3, Stuttgart 1932, S. 310 Nr. 1.

Oscar Paret: Der Privatziegler G. Longinius von Großbottwar. Germania. Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts 10/1, 1926, S. 67–70.

Fundberichte aus Schwaben N. F. 3, 1924–26, S. 98–100.

Ferdinand Haug und Gustav Sixt: Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, 2. Aufl. Stuttgart 1914, S. 477 f. Nr. 336.

Beschreibung des Oberamts Marbach. Hrsg. vom Königl. Statistisch-Topographischen Bureau, Stuttgart 1866, S. 108 f. Nr. 3; 202.

Christian Bollacher

Marcus G. Meyer

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen



Seeblick garantiert

Eine Ackerbausiedlung am westlichen Bodensee aus dem 5. Jahrtausend v. Chr.

Der westliche Bodensee mit dem malerischen Hegau ist eine gefragte Zuzugsregion. Die Nähe zum Wasser übt einen besonderen Reiz aus und macht den Wohn- und Lebensraum in den seenahen Gemeinden zum begehrten Gut. Doch seit wann leben Menschen eigentlich sesshaft am Bodensee? Lange galten die Erbauer der ersten jungsteinzeitlichen Pfahlbaudörfer als die Pioniere, welche die Seeufer besiedelten, im direkten Hinterland Flächen für ihre Felder rodeten und Landwirtschaft betrieben. Neue Ausgrabungen und archäobotanische Forschungen zeigen jedoch, dass es den Menschen schon früher dauerhaft an den See zog.

Jürgen Hald/Elena Marinova/Alexander Weide

Ältere Funde in den Pfahlbaustationen

Seit den 1980er Jahren wird das baden-württembergische Bodenseeufer mit seinen zahlreichen Pfahlbaustationen von der Feuchtbodenarchäologie des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart intensiv erforscht. Die umfassenden Untersuchungen belegen eine ab dem beginnenden 4. Jahrtausend v. Chr. rasch zu-

nehmende Siedlungstätigkeit im Ufer- und Flachwasserbereich des westlichen Bodensees. Mit dem Auftreten dieser Siedlungen wird auch der Beginn einer dauerhaften Besiedlung der Seeufer während des Jungneolithikums verbunden. In den im Flachwasserbereich erhaltenen Kulturschichten finden sich allerdings auch immer wieder ältere Steinbeile oder Keramikfragmente aus der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr., dem mittleren Ab-

1 Blick von Nordwesten Richtung Konstanz auf das Wollmatinger Ried mit dem Ufer des Gnadensees und der Grabungsfläche 2017.



schnitt der Jungsteinzeit. Sie lassen sich in verschiedenen Pfahlbaustationen des westlichen Bodensees nachweisen, unter anderem in größerer Zahl auch in der umfassend erforschten Station Hornstaad-Hörnle bei Horn, Gemeinde Gaienhofen. Vermutlich bauten die Pfahlbausiedler an Stellen aufgelassener Siedlungen Lehm zum Verputzen ihrer Pfahlbauhäuser ab und schleppten dadurch die mitteneolithischen Tonscherben mit in ihre Siedlungen ein. So lag die Vermutung nahe, dass sich diese älteren Siedlungsstellen nahe den Pfahlbaudörfern befinden mussten.

Der erste, sich noch auf wenige Siedlungsbefunde beschränkende Nachweis einer mitteneolithischen Siedlung in Ufernähe gelang 2011 beim Bau der Westtangente, einer Umgehungsstraße nordwestlich von Konstanz. Die Fundstelle liegt wenig über der so genannten 400 m-Linie. Sie markiert in etwa den höchsten Stand des schwankenden Seespiegels seit der letzten Eiszeit und damit auch den ehemaligen Uferrand. Untersuchungen der Feuchtbodenarchäologie des Landesamts für Denkmalpflege an Resten von Strandwällen in dieser ehemaligen Uferzone zeigen, dass zumindest in Phasen der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends der See bis an die 400-m-Höhenlinie reichte. Großflächige Siedlungsspuren konnten dann im Jahr 2017 zum einen in Bodman mit mindestens sechs mitteneolithischen Hausgrundrissen, zum anderen auf der Ausbautrasse der Bundesstraße 33 nahe Allensbach-Hegne auf Festlandparzellen der Gemeinde Reichenau nachgewiesen werden. Folgender Beitrag soll einen Überblick über die archäologischen Befunde letztgenannter Siedlung sowie über deren teils außerordentlich gut erhaltene botanische Reste bieten.

Siedlungsreste am Gnadensee

Die Fundstelle befindet sich östlich des Klosters Hegne, am Rand des Gnadensees, einem Seeabschnitt zwischen der Insel Reichenau und Allensbach. Sie liegt an einer Engstelle zwischen dem eiszeitlich geformten Hügelland des Bodanrücks und den sumpfigen Riedflächen des flachen Gnadensees, wiederum an der so genannten 400 m-Höhenlinie, die in Phasen des fünften Jahrtausends den Uferrand des Untersees kennzeichnete (Abb. 1). Entdeckt wurde der Fundplatz bereits 2016 bei systematischen Baggersondagen der Kreisarchäologie des Landratsamtes Konstanz auf der künftigen Trasse der sich im Ausbau befindlichen Bundesstraße 33. Die systematische Prospektion künftiger Bauflächen ist inzwischen ein wichtiger Bestandteil der archäologischen Denkmalpflege. So können großflächige Fundstellen frühzeitig lokalisiert und notwendige Rettungsgrabungen noch vor den geplanten Baumaßnahmen



eingeleitet werden. Dies war auch bei der Fundstelle an der neuen Trasse der Bundesstraße 33 möglich, sodass die großflächigen Ausgrabungsarbeiten bereits im Jahr 2017, zwei Jahre vor Baubeginn in diesem Abschnitt, von der Grabungsfirma Archaeotask GmbH unter fachlicher Begleitung der Kreisarchäologie und des Landesamts für Denkmalpflege durchgeführt werden konnten. In der buchtartigen, etwa 300 m breiten Geländesenke war ein braunschwarzer, stark humoser Bodenhorizont erhalten, der die Befunde in der circa 4000 qm großen Grabungsfläche abdeckte. Darunter zeichneten sich etwa 400 Verfärbungen von meist nur noch flach erhaltenen Pfostengruben sowie von Vorrats- und Abfallgruben in den anstehenden Lehm- und Kiesschichten ab. Vollständige Hausgrundrisse waren nicht erhalten. Pfostenkonzentrationen lassen jedoch auf „Hausplätze“ einer mehrphasigen, wenn auch nur noch rudimentär nachweisbaren Dorfanlage schließen (Abb. 2) Die Gebäude in Pfostenbauweise dürften

2 Vorläufiger Gesamtplan mit Siedlungsstrukturen und Ausdehnung der Kulturschicht.

3 Mittelneolithisches Körpergrab mit zwei Steinarmringen am rechten Oberarm und zwei Keramikgefäßen (circa 4900–4700 v. Chr.). Der Schädel der Bestattung wurde vermutlich durch einen Baumwurf zerstört.

4 Zwei Steinarmringe aus einer Bestattung des älteren Mittelneolithikums (circa 4900–4700 v. Chr.).



in Nordwest-Südost-Richtung orientiert gewesen sein, wie einzelne Pfostenreihungen andeuten. Ferner zeichnete sich unter der humosen Deckschicht ein etwa 70 bis 75 m langes Gräbchen ab, das wohl beim Bau eines Zaunes oder einer anderen leichten Einhegung angelegt wurde und das Siedlungsgelände zum See hin abgrenzte. Verzierte Keramikfragmente verschiedener mittelneolithischer Kulturgruppen wie Hinkelstein, Großgartach und vermutlich auch Rössen liegen aus den Baubefunden in unterschiedlicher Häufigkeit vor und zeigen eine längere Siedlungstätigkeit an diesem Platz in der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends an. Einzelne Scherben weisen zudem auf einen jüngeren sogenannten epirössener Fundniederschlag aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends hin.

Seltene Grabfunde

Unerwartet konnten am Rand der freigelegten Fläche auch die Reste eines kleinen Bestattungsplatzes freigelegt werden. Neben dem nahezu vollständig zerstörten Grab eines vermutlich erwachsenen Mannes kam die Körperbestattung einer wohl 20 bis 30 Jahre alten, etwa 1,6 m großen Person zutage, deren Schädel durch den Wurzelteiler eines umgestürzten Baumes zerstört wurde (Abb. 3). Nach dem anthropologischen Befund handelte es sich wahrscheinlich um eine junge Frau. In das West-Nordwest-Ost-Südost-ausgerichtete Grab wurden als Beigabe zwei unverzierte Keramikgefäße gestellt. Am linken Oberarm trug die Tote zwei flache Steinarmringe (Abb. 4). Vergleichsstücke sind aus dem Hegau aus Siedlungsschichten des Mittelneolithikums bei Mühlhausen bekannt. Sie lassen darauf schließen, dass die Frau vermutlich zur Zeit der Hinkelstein-Gruppe (circa 4900–4700 v. Chr.) beerdigt wurde. Inzwischen

vorliegende Radiokarbondatierungen bestätigen diese zeitliche Einordnung. Bestattungsplätze des Mittelneolithikums sind im Hegau und Bodenseegebiet außerordentlich selten. Lediglich aus Mühlhausen-Ehingen war bislang eine kleine Gruppe von fünf Grablegen der Stichbandkeramik, der Großgartacher Gruppe und der Rössener Kultur verbürgt.

Direkte Belege des frühesten Ackerbaus im Gebiet

Eine direkte Informationsquelle für die Landwirtschaft dieser mittelneolithischen Siedlung sind die verkohlt erhaltenen Pflanzenreste. Diese konnten aus einzelnen Gruben sowie aus einigen größeren Grubenkomplexen (Abb. 5), die primär wohl zur Gewinnung von Lehm für die Flechtwerkwände der Häuser dienten und später mit Siedlungsabfällen verfüllt wurden, geborgen werden. Hierfür wurden die Schichten der Fundstelle systematisch beprobt und aus den entsprechenden ungestörten Befunden über 40 Sedimentproben (jede bis 10 Liter umfassend) genommen und geschlämmt. Alle dort erhaltenen botanischen Reste wurden mittels Mikroskop unter kleiner Vergrößerung (10-fach bis 40-fach), aus den Proben ausgelesen und mithilfe der Archäobotanischen Vergleichssammlung der Universität Tübingen und des Landesamts für Denkmalpflege Baden-Württemberg identifiziert. Die botanischen Funde werden von Körnern und Druschresten von Spelzweizen, vor allem Emmer (*Triticum dicoccum*), dominiert – wobei auch Einkorn (*Triticum monococcum*) gelegentlich vorkam. Daneben ist die Gerste (*Hordeum distichon/vulgare*) ausschließlich durch Körner belegt (Abb. 6a). Diese Getreidereste kommen regelmäßig in den untersuchten Proben vor – mal als einzelne und

Glossar

Epirössene Kulturgruppen

Zusammenfassender Begriff für verschiedene Regionalgruppen der Jungsteinzeit, die aus der Rössener Kulturgruppe hervorgegangen sind und in Südwestdeutschland mit Überschneidungen etwa die zweite Hälfte des 5. Jahrtausends (circa 4500–4000 v. Chr.) umfassen.

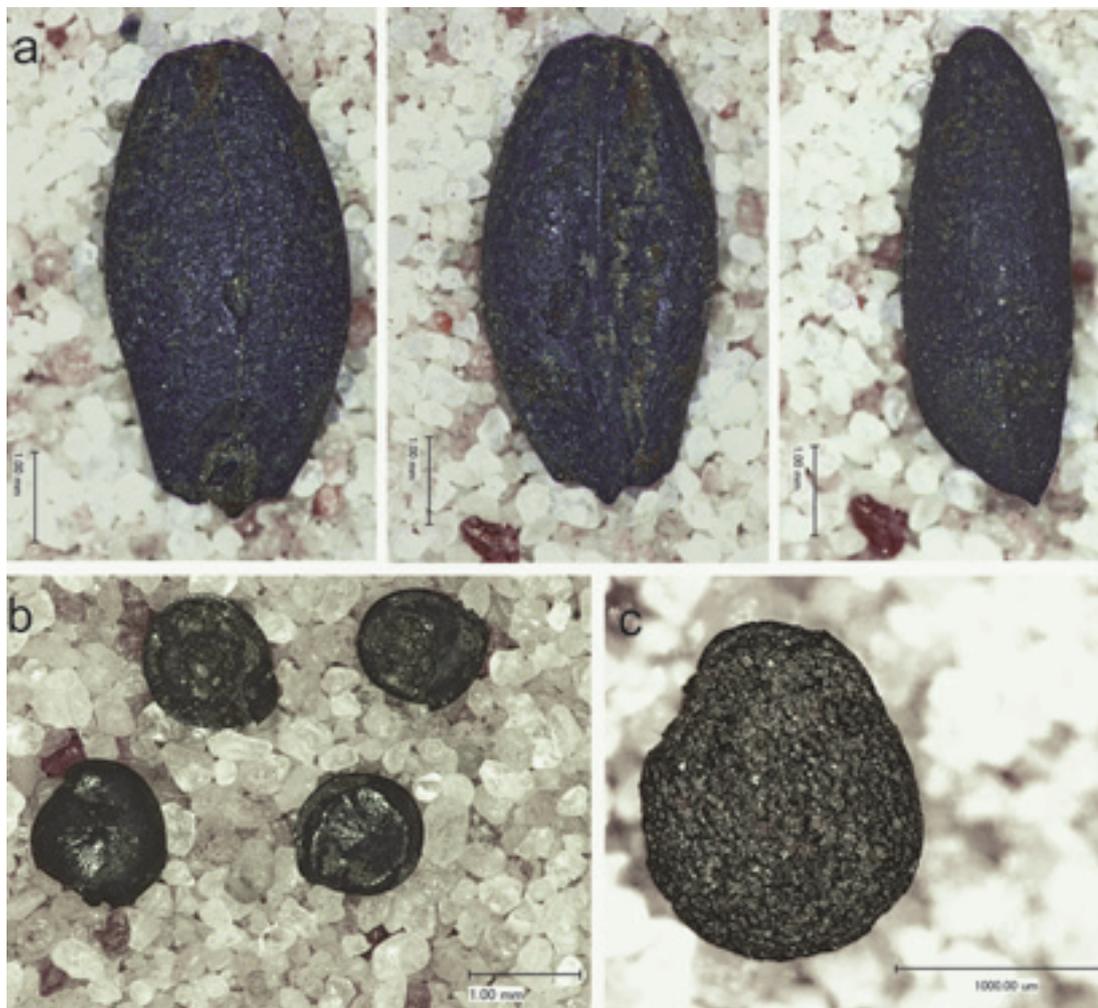
mal als häufigere Belege. In einer der Gruben wurden Konzentrationen aus über 4000 verkohlten Getreidekörnern und zahlreichen Spelzresten gefunden. Emmer- und Gerstenkörner kommen hier in einem Mengenverhältnis von 2:1 vor und die Probe ergab interessanterweise fast keine anderen Pflanzenreste. Eine mögliche Erklärung für die Entstehung dieser Konzentration ist, dass es sich um ein durch Zufall oder Absicht dem Feuer ausgesetzten Vorrat handelt, der später in der Grube entsorgt wurde. Es ist aber auch möglich, dass es sich um einen Unfall bei der Nahrungszubereitung oder beim Darren vor dem Entspelzen der Getreide handelte. Hülsenfrüchte wie Linse und Erbse, die auch Teil des mittelpaläolithischen Kulturpflanzenspektrums sind, wurden in dem untersuchten Material nicht belegt. Das hat aber wahrscheinlich mit den Ablagerungsorten, also den untersuchten Grubenbefunden, zu tun, in denen Samen von Hülsenfrüchten dazu neigen, fragmentiert – und deswegen nicht erkannt – zu werden.

Neben den Kulturpflanzen wurden auch verschiedene Pflanzenreste identifiziert, die zur natürlichen Vegetation gehören – manche waren sicherlich Unkräuter, während andere wahrscheinlich wegen ihres Nährwerts gesammelt wurden. Ein besonderes Interesse gilt den Konzentrationen von Gänsefuß-



Samen (Abb. 6b), die durch mehrere Hundert Objekte in den Proben belegt sind. Die Pflanze könnte sehr gut auf den nährstoffreichen Böden des naheliegenden Ufers gewachsen sein und leicht von den Bewohnern der Siedlung gesammelt worden sein. Zahlreiche archäobotanische Studien haben gezeigt, dass die frühen Agrargesellschaften noch

5 Grubenkonglomerat des Mittelneolithikums während der Freilegung (circa 4900–4500 v. Chr.). Vermutlich wurde aus den Gruben Lehm für den Verputz der Hauswände gewonnen. In den mit Siedlungsabfällen wieder verfüllten Gruben haben sich durch Schichtwasser botanische Großreste sehr gut erhalten.



6 Verkohlte Pflanzenreste unter dem Mikroskop:
a. Gerstenkorn in drei Ansichten
b. Samen vom Gänsefuß;
c. Samen der Lampionblume.

Großgartacher Kultur

Nach einer neolithischen Siedlungsfundstelle im Ortsteil Großgartach der Gemeinde Leingarten im Kreis Heilbronn benannte Regionalgruppe der mittleren Jungsteinzeit in Südwestdeutschland. Sie liegt zeitlich etwa zwischen 4900 und 4700 v. Chr. mit Überschneidungen zur älteren Hinkelstein-Gruppe und jüngeren Rössener Kultur.

Hinkelstein-Gruppe

Nach einem Gräberfeld bei Monsheim im Kreis Alzey-Worms benannte Regionalgruppe der mittleren Jungsteinzeit in Südwestdeutschland. Sie liegt zeitlich am Übergang zwischen der Linearbandkeramik und den nachfolgenden Kulturen des Mittelneolithikums (circa 5000 bis 4800 v. Chr.).

Rössener Kultur

Nach einem Gräberfeld bei Leuna im Saalekreis, Sachsen-Anhalt, benannte mitteleuropäische Kulturgruppe der mittleren Jungsteinzeit. Sie folgt in Südwestdeutschland mit Überschneidungen auf die Großgartacher Kultur und umfasst in etwa das 48.–45. Jahrhundert v. Chr.

Spelzreste

Reste der Spelzblätter, die Getreidekörner umschließen. Sie werden beim Dreschen von den Getreidekörnern getrennt und können unter anderem als Tierfutter, Bau- oder Brennmaterial verwendet werden. Zusammen mit den beim Dreschen anfallenden Halmfragmenten bilden sie die Spreu.

eine Vielzahl von Wildpflanzenressourcen nutzten und das Sammeln von Wildpflanzen – einschließlich des Gänsefußes – zu Beginn des Neolithikums immer noch eine wichtige Rolle spielte. Auch wenn ihr Nährwert geringer ist, sind die Samen des Gänsefußes dem heutzutage populären und aus Südamerika stammenden „power-food“ Quinoa ähnlich, das zur selben Pflanzengattung gehört. Die jungsteinzeitlichen Bewohner des Ufers vom Gnadensee haben diese Qualitäten sicher gekannt und diese wilde Nahrung genutzt. Weitere wilde Sammelpflanzen, die in den archäobotanischen Funden nachgewiesen wurden, sind vor allem an Vitaminen und Mineralien reiche Früchte wie Erdbeere, Pflaume und Lampionblume (Abb. 6 c).

Zusammenfassung

Die schon längere Zeit bestehende Vermutung, dass bereits vor den jungneolithischen Pfahlbauten (ab circa 4000 v. Chr.) Menschen nahe des Bodenseeufer Siedlungen gegründet haben, konnte in den vergangenen Jahren an mehreren ufernahen Abschnitten des westlichen Bodensees durch archäologische Flächengrabungen belegt werden. Sie zeugen zusammen mit verschiedenen mittelneolithischen Einzelfunden aus Pfahlbaustationen von einer wohl ständigen Siedlungstätigkeit mit Ackerbau in unmittelbarer Seenähe bereits in der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends. Die Siedlungen wurden wohl in direkter Ufernähe errichtet, standen aber nicht im Flachwasser oder im saisonal immer wieder überschwemmten Bereich, da alle bislang dokumentierten Baubefunde den Konstruktionsmerkmalen von Hausbauten und Siedlungsgruben auf Mineralböden entsprechen. Insbesondere die guten Erhaltungsbedingungen botanischer Großreste in der Siedlung zwischen Alensbach-Hegne und der Reichenauer Waldsiedlung erlauben detaillierte Einblicke in die Wirtschaftsweise der jungsteinzeitlichen Bauern. Die archäobotanischen Analysen konnten zahlreiche und gut erhaltene Funde von Pflanzen nachweisen, die von der mittelneolithischen Bevölkerung angebaut oder gesammelt wurden. Darunter wurden einige Vorräte der angebauten Kulturpflanzen (Emmer und Gerste), aber auch Konzentrationen von Gänsefuß-Samen identifiziert. Der letzte ist eine Sammelpflanze aus der natürlichen Vegetation, die die Nahrung der damaligen Bewohner des Bodensees bereicherte. Ohne eine sorgfältige und gründliche Beprobung und den aktiven Austausch zwischen Archäologen und Archäobotanikern wäre die Gewinnung dieser wertvollen Informationen nicht möglich gewesen. Die Neufunde belegen eindrücklich, dass wohl schon während des Mittelneolithikums ein Siedlungsausbau über den primären Altsiedlungsbe-

reich um die Hegau-Vulkanberge, in deren Umfeld sich die ersten Siedlungen linearbandkeramischer Bauern finden, stattfand und nun auch an Uferabschnitten des westlichen Bodensees Flächen gerodet, Häuser errichtet und Felder bestellt wurden. Anreize, Siedlungen in Seenähe zu gründen, dürfte nicht nur der Fischfang als zusätzliche, ständig verfügbare Nahrungsquelle, sondern auch die bequemen Wasserwege für Transport, Handel und Wissens- und Informationstransfer geboten haben. Die „Neolithisierung“ des Bodenseeufer begann demnach mindestens 800 Jahre vor der Errichtung erster Pfahlbauten. Deren Erbauer dürften zu Beginn des 4. Jahrtausends an einigen Uferabschnitten nicht mehr auf unberührten Urwald, sondern auf eine bereits durch den Menschen veränderte Landschaft gestoßen sein.

Literatur

Andreas Gutekunst/Jürgen Hald: Eine mittelneolithische Siedlung am Gnadensee auf Gemarkung Reichenau. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2017, S. 80–84 mit weiterer Literatur.
Bodo Dieckmann/Jutta Hoffstadt/Richard Vogt: Eine mittelneolithische Siedlung am Bodenseeufer bei Wollmatingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2011, S. 81–83.
Bodo Dieckmann: Die mittel- und frühjungneolithische Keramik von Hornstaad vor dem Hintergrund der Besiedlung des Hegaus im 5. Jahrtausend v. Chr., in: Irenäus Matuschik, Siedlungsarchäologie im Alpenvorland XII: Hornstaad-Hörnle I–IV. Besiedlungsgeschichte der Fundstelle und die Keramikentwicklung im beginnenden 4. Jtsd. v. Chr. im Bodenseeraum. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 122, Stuttgart 2011, S. 345–371.
Karl-Heinz Knörzer: Genutzte Wildpflanzen in vorge-schichtlicher Zeit, in: Bonner Jahrbücher 171, 1971, 1–8.

Dr. Jürgen Hald

*Kreisarchäologe für den Landkreis Konstanz
Am Schlossgarten 2
78224 Singen*

Dr. Elena Marinova

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Hemmenhofen*

Dr. Alexander Weide

*School of Archaeology, University of Oxford
36 Beaumont Street
OX1 2PG Oxford, Großbritannien*

Die Werkbundsiedlungen 1927 bis 1932

Ausgezeichnet mit dem Europäischen Kulturerbe-Siegel

Die Suche nach Lösungen für den bezahlbaren und funktionalen Wohnraum wurde in den 1920er Jahren aufgrund der eklatanten Wohnungsnot zur internationalen Aufgabe. Einen wichtigen Beitrag leistete der Werkbund mit seinen sechs Mustersiedlungen. Den Auftakt der bemerkenswerten Reihe machte 1927 die Stuttgarter Weißenhofsiedlung, die im Rahmen der Werkbundaussstellung „Die Wohnung“ errichtet wurde. Ihr folgten weitere Siedlungen: 1928 in Brünn, 1929 in Breslau, 1931 in Zürich und 1932 in Wien und Prag. Gemeinsam stehen sie für den Weg in die Moderne. Am 31. März 2020 erhielten diese Siedlungen das Europäische Kulturerbe-Siegel – nur die Zürcher Siedlung ist lediglich informell dabei, da die Schweiz nicht zur Europäischen Union gehört.

Inken Gaukel/Susann Seyfert

Der Deutsche Werkbund und die späteren Werkbünde

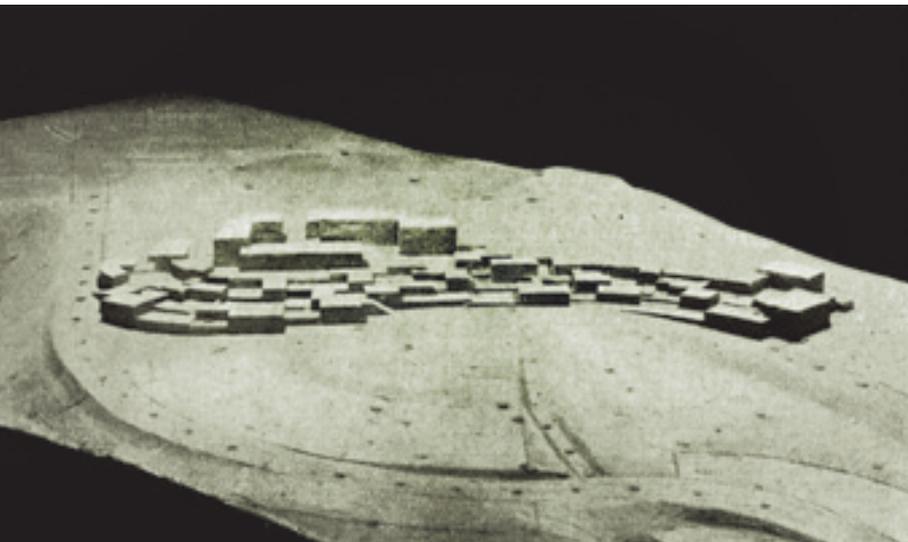
Der Deutsche Werkbund (DWB) wurde am 6. Oktober 1907 in München gegründet. Je zwölf prominente Architekten und Kunsthandwerker sowie zwölf Fabrikanten, die bereits mit Künstlern zusammengearbeiteten, bildeten die Gruppe der Gründungsversammlung. Sie standen symbolisch für die Idee der Verbindung von hohem gestalterischen Anspruch und industrieller Fertigung. Zu den Gestaltern gehörten unter anderen Theodor Fischer und Peter Behrens, zu den Fabrikanten der Heilbronner Silberwarenfabrikant Peter Bruckmann und der Jenaer Verleger Eugen Diederichs. Etliche weitere Künstler und Architekten wie Henry van de Velde, Hermann Muthesius, Hans Poelzig oder Bernhard Pankok traten noch 1907 dem

DWB bei. Zunächst auf eine Reform des Kunstgewerbes und der kunstgewerblichen Ausbildung ausgerichtet (Anfang des 20. Jahrhunderts existierte der Begriff Designer noch nicht), weitete sich das Aufgabenfeld schnell bis zur Architektur aus. Muthesius formulierte 1912 den berühmten Satz „Vom Sofakissen bis zum Städtebau ließe sich der Weg, den die kunstgewerblich-architektonische Bewegung zurückgelegt hat, kennzeichnen.“ Und so verwundert es nicht, dass bei der großen Werkbundaussstellung 1914 in Köln die Architektur im Vordergrund stand (Abb. 1). Bis heute berühmt sind das Haus für die Glasindustrie von Bruno Taut, die Musterfabrik von Walter Gropius und das Werkbund-Theater von Henry van de Velde.

Der Erfolg des DWB zog Gründungen von Werkbünden in den Nachbarländern nach sich. Während Josef Hoffmann und die Wiener Werkstätten



1 In Köln fand 1914 vom Mai bis August die erste große Werkbundaussstellung statt, die erste große Leistungsschau des 1907 gegründeten Deutschen Werkbundes.



2 Ein erstes Modell der Weißenhofsiedlung, das die städtebauliche Konzeption von Mies van der Rohe zeigt.

zu den Gründungsmitgliedern des DWB gehörten, dauerte die Gründung des Österreichischen Werkbundes (ÖWB) selbst noch bis 1912, die Gründungsversammlung fand am 30. April 1913 statt. Schon 1914 war der ÖWB mit dem österreichischen Haus auf der Kölner Werkbundaussstellung sehr erfolgreich vertreten. Die weitere Geschichte verlief wechselvoll: 1920 spaltete sich der Wiener Werkbund ab, 1923 der Steiermärkische. Erst 1928 kam es zur Wiedervereinigung des ÖWB und 1929 bei dem Besuch der Breslauer Ausstellung fiel die wichtige Entscheidung, die Wiener Werkbundsiedlung zu errichten und 1932 der Öffentlichkeit vorzustellen.

Am 17. Mai 1913 fand in Zürich die Gründungsversammlung des Schweizerischen Werkbunds (SWB) statt. Initiativ war Alfred Johann Altherr, der Direktor des Zürcher Kunstgewerbemuseums, auf Anregung von Hermann Muthesius. Entsprechend ähnelte sich auch die Zielsetzung, nämlich „die gewerbliche Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk durch Erziehung, Aufklärung und Stellungnahme zu künstlerisch und volkswirtschaftlich praktischen Fragen zu veredeln.“ Ein Kollektiv von zwölf jungen Schweizer Gestaltern beteiligte sich an der Weißenhofsiedlung: Sie erstellten die Grundrisse der sechs noch nicht unterteilten Wohneinheiten im Mehrfamilienhaus von Ludwig Mies van der Rohe, Am Weißenhof 20, und richteten diese Wohnungen auch ein.

Ebenfalls 1913 wurde der Ungarische Werkbund gegründet, was an dieser Stelle nur der Vollständigkeit halber erwähnt sei. Die Gründung des Tschechischen Werkbundes erfolgte 1913/14. Nach seiner Neugründung 1920 als Tschechoslowakischer Werkbund ist er mit den Siedlungen in Brünn und Prag gleich doppelt bei den ausgezeichneten Siedlungen vertreten.

Die Idee des DWB, den Alltag mit gut gestalteten Produkten und sozial ausgerichteter Architektur für alle zu verbessern, war während der Weimarer

Republik sehr erfolgreich. Allerdings wurde sie in Deutschland ab 1933 von der neuen nationalen Zielsetzung vereinnahmt und die führenden Persönlichkeiten ausgetauscht. Winfried Wendland, Beauftragter für die Gleichschaltung der Künstlerverbände und neues Vorstandsmitglied des gleichgeschalteten Deutschen Werkbundes, schrieb schon 1933: „Wir wollen nicht verkennen und wollen auch ehrlich einsehen, daß der Weg zur Weißenhofsiedlung in Stuttgart, zur ‚WuWa‘ kurzum der zum Modernismus, ein Irrtum des Werkbunds war. Wir wollen es heute eingestehen, daß dieser Irrtum entstanden ist aus einer grundsätzlich liberalen Weltanschauung, die glaubte, losgelöst vom Leben der Nation allein Formprobleme lösen zu können. [...] Das erste, was im Werkbund geschehen muß, ist nicht nur ein äußerliches Bekenntnis zum Nationalsozialismus, sondern eine tiefe Durchdringung aller Mitglieder mit der Idee Adolf Hitlers.“ Im Sommer 1933 wurden bisherige Vorstandsmitglieder wie Walter Gropius und Wilhelm Wagenfeld abgewählt und der Deutsche Werkbund offiziell dem Staat und der Partei unterstellt.

Die württembergische Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Werkbundes

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und damit auch dem Ende der Monarchie verloren etliche ehemalige Residenzstädte nach und nach an Bedeutung. Berlin dagegen gewann als Reichshauptstadt kulturell und wirtschaftlich und nicht wenige fürchteten eine zu große Konzentration auf die Hauptstadt wie in Frankreich. In dieser Situation siedelte auch der DWB von München nach Berlin um. Gegen die Befürchtungen, dass die Werkbundarbeit nun in anderen Städten und Regionen vernachlässigt werden könnte, setzte der DWB ein Zeichen: Die erste Jahresversammlung nach dem Krieg fand 1919 in Stuttgart statt. In der Folge gründete sich im Frühjahr 1920 als erster Regionalverband die Württembergische Arbeitsgemeinschaft des DWB, die am 1. September 1920 offiziell ihre Arbeit aufnahm. Peter Bruckmann schrieb zum zehnjährigen Jubiläum: „Die wirtschaftliche Struktur des Landes mit ihren vortrefflichen Werkstätten war ebenso ein gesunder Nährboden für Werkbund-Gedanken und -Taten wie auch die geistige Haltung des schwäbischen Volkes in ihrer glücklichen Mischung von nüchternem Denken in allen wirtschaftlichen Fragen, weitstrebendem Idealismus und großer Aufgeschlossenheit geistigen Problemen gegenüber.“

Als Vorbereitung für die Teilnahme an der „Deutscher Gewerbeschau“ in München im Mai 1922 übernahm Richard Döcker die künstlerische Leitung der „Werbundaussstellung württembergi-

scher Erzeugnisse“ im Februar 1922. Im Vorwort des Katalogs stand programmatisch: „Auch war es wichtig, die neuerwachenden künstlerischen Strömungen im Handwerk zu fördern, die wertvollsten Arbeiten in der Ausstellung als Muster für vorbildliche kunsthandwerkliche Tätigkeiten zu sammeln. Für uns selbst, für unsere Arbeit bedeutet diese Ausstellung einen Anfang.“ Es folgten weitere Ausstellungen und Denkschriften – alle mit dem Anspruch, grundlegende Reformen in der Gestaltung durchzusetzen. Im Herbst 1925 begannen dann die Vorarbeiten für die Werkbundausstellung „Die Wohnung“ mit einer ersten Denkschrift zu dem neuen Format einer Wohnbauausstellung. Zunächst optimistisch für den Sommer 1926 geplant, musste sie auf 1927 verschoben werden, da erst im Oktober 1926 alle Beschlüsse des Stuttgarter Gemeinderats vorlagen.

Ziele der Werkbundsiedlungen

Mit seinen Ausstellungen leistete der Werkbund einen wichtigen Beitrag in der Diskussion zur Lösung der Wohnungsfrage nach dem Ersten Weltkrieg. Dabei kam den Mustersiedlungen ein besonderer Vermittlungsauftrag zu. Insbesondere in Stuttgart und Breslau ließ man den Architekten größtmögliche Freiheiten, um eine Vielzahl guter Lösungen ohne Beeinflussung durch künftige Bewohner zu bekommen. Das betraf nicht nur die Grundrisslösungen, sondern auch die Konstruktionsweisen und Baumaterialien. Auf Grundlage dieser Experimentalbauten sollten sich Prototypen

entwickeln, die sich für eine Umsetzung in der Großsiedlung funktional und wirtschaftlich eigneten.

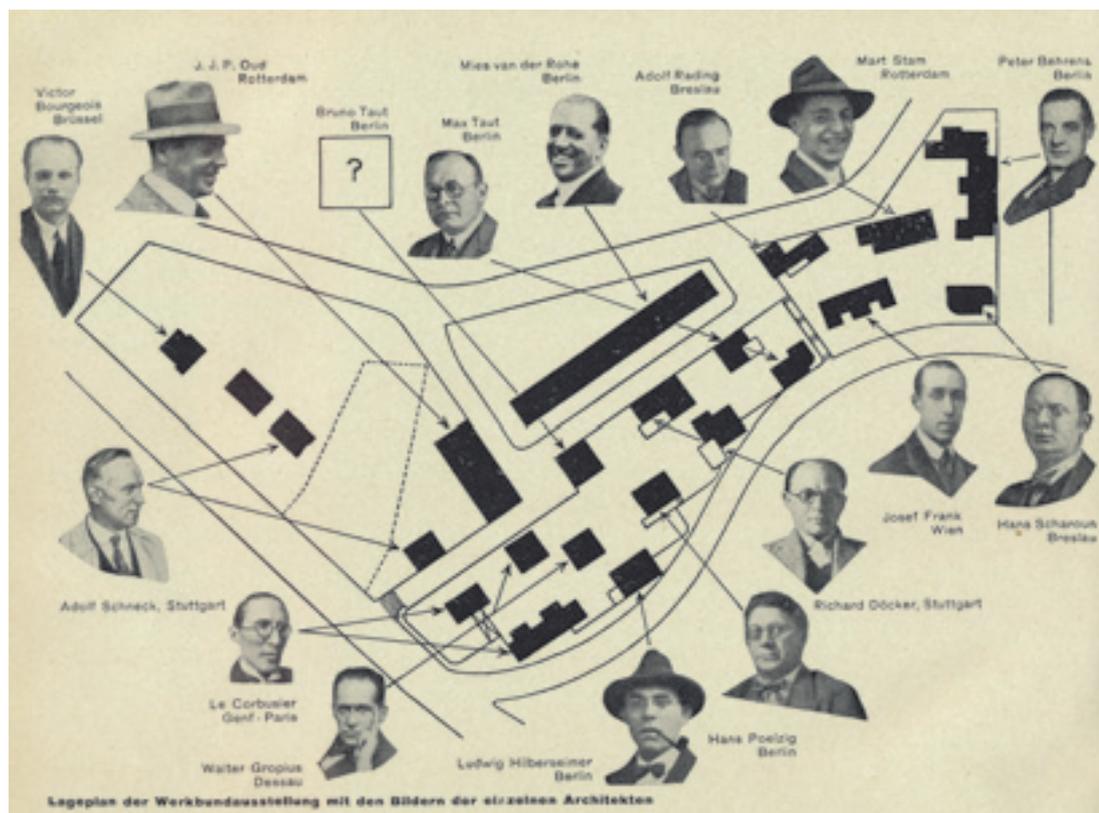
Neben der Architektur selbst waren es die eingerichteten Musterwohnungen, die den Besuchern einen Eindruck davon vermittelten, wie sich die Zukunft des Wohnens gestalten sollte. Hierfür zogen die Architekten nicht nur Gestalter und Innenarchitekten bei der Einrichtung hinzu, sondern beispielsweise auch Dr. Erna Meyer, Nationalökonomin, oder den Hausfrauenbund. Gesellschaftliche Veränderungen wie die sich wandelnde Rolle der Frau spiegeln sich so in den Häusern wider. Parallel zu den Mustersiedlungen erfolgten weitere Ausstellungen, die sich den Themen Bauwirtschaft, Architektur und Einrichtung widmeten.

Für die internationale Wahrnehmung und die umfangreiche Berichterstattung dürfte nicht zuletzt die hervorragende Presse- und Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich gewesen sein, welche die Stuttgarter Ausstellung 1927 begleitete.

Werkbundsiedlung am Weißenhof, Stuttgart 1927

Die erste Werkbundsiedlung entstand im Rahmen der Ausstellung „Die Wohnung“ auf Initiative des Deutschen Werkbundes 1927 in Stuttgart nach nur 21 Wochen Bauzeit (Abb. 3). Die Stadt Stuttgart war wichtige Partnerin bei dem Vorhaben, stellte sie doch das Baugrundstück und finanzierte die von Mies van der Rohe vorgelegte Planung sowie den Bau der Mustersiedlung. 17 namhafte Ar-

3 Eines der von Willi Baumeister entworfenen Plakate zur Werkbundausstellung in Stuttgart. Neben den Plakaten war Baumeister für die Typografie und Werbegrafik der Ausstellung „Die Wohnung“ 1927 verantwortlich.



4 Lageplan der Weißenhofsiedlung mit den dazugehörigen Architekten.



5 Das Haus von Hans Scharoun während der Ausstellung. Im Vordergrund die Absperrung des Geländes. Scharoun beteiligte sich 1929 ebenfalls an der Werkbundausstellung WuWA in Breslau.

6 Blick in die Brüner Siedlung Novy Dum zur Ausstellungszeit. Da die Häuser ohne Keller gebaut wurden, befanden sich im Erdgeschoss Wirtschaftsräume.



die Häuser und Wohnungen vermietet, bevor sie 1939 an die Heeresverwaltung auf Abbruch verkauft wurden. Dazu kam es zwar nicht, jedoch fehlen heute durch Kriegsschäden und Abbrüche in der Nachkriegszeit zehn der ursprünglich 33 Gebäude. 2019 kaufte die Stuttgarter Wohnungs- und Städtebaugesellschaft (SWSG) die Siedlung vom Bund.

Novy Dum, Brünn 1928

Einen ganz anderen Weg der Finanzierung beschritt man bei der 1928 gebauten Siedlung Novy Dum (Das neue Haus) im heutigen Brno. Zwei Bauunternehmer, Frantisek Uherka und Cenek Ruller, erstellten unter der Schirmherrschaft des Tschechoslowakischen Werkbundes 16 Musterhäuser nach einem städtebaulichen Konzept von Bohuslav Fuchs und Jaroslav Grunt. Anders als in Stuttgart, wo die Architekten bei der Gestaltung größere Freiheiten hatten, bestimmten hier die Bauherren die Vorgaben an die neun beauftragten Architekten aus Brünn und Prag: Die Einzel- und Reihenhäuser sollten ohne Keller, dreigeschossig und mit Dachterrasse, Einbaumöbeln, genormten Fenstern und Türen sowie in Stahlbeton-Skelettbauweise erstellt werden (Abb. 6). Dafür erhielten alle Architekten das gleiche Honorar und eine Obergrenze der Baukosten für die unterschiedlichen Gebäudetypen. Insgesamt neun der Häuser sollten eingerichtet gezeigt werden.

Die Gebäude gruppieren sich auf einem trapezförmigen Grundstück um einen rechteckigen Platz (Abb. 7). Trotz der engen Vorgaben entstanden zwar gleich hohe, aber unterschiedlich große Häuser und Grundrisse.

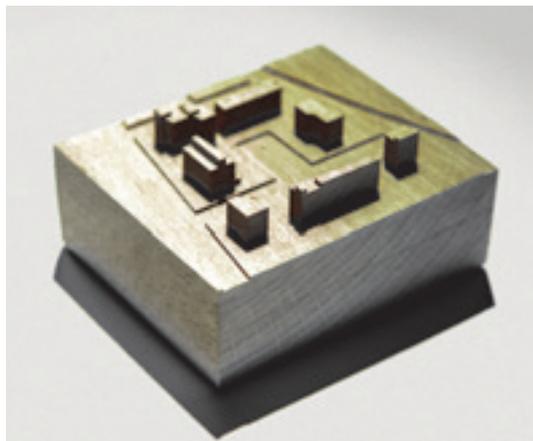
Die Ausstellung der Häuser dauerte nur zwei Monate – die verspätete Fertigstellung hatte die ursprüngliche Dauer verkürzt. Die Häuser verkauften sich nur schwer – bereits in den 1940er Jahren gab

chitekten aus Deutschland (wie Peter Behrens, Richard Döcker, Walter Gropius, Hans Scharoun, Bruno und Max Taut), Österreich (Josef Frank), Belgien (Victor Bourgeois), Frankreich (Le Corbusier und Pierre Jeanneret) und den Niederlanden (Jacobus Johannes Pieter Oud, Mart Stam) stellten ihre Lösungen für die Wohnungsnot in 33 Reihen-, Doppel-, Ein- und Mehrfamilienhäusern, größtenteils möbliert, vor (Abb. 4).

Mies van der Rohe orientierte sich bei seinem Bauungsplan am Geländehang, an dem die höheren Bauten die niedrigeren rahmen. Das flache Dach für jedes Haus war vorgeschrieben, ebenso gab es einheitliche Einfriedungen (Abb. 2 und 5). Bei der Bauausführung kamen neue und innovative Konstruktionsweisen und Materialien, aber auch unterschiedlichste Haustechnik zum Einsatz, immer mit dem Ziel, diese für eine typisierte und damit kostengünstige und schnelle Herstellung von Wohnraum in Serienproduktion zu erproben. Für zahlreiche Architekten spielte der Einsatz von Farbe eine wichtige Rolle bei der Gestaltung ihrer Häuser, ein einheitliches Konzept gab es dafür nicht.

Der Erfolg der Mustersiedlung führte dazu, dass die Ausstellung verlängert wurde. Danach wurden

7 Das Modell, welches 2016 in der Ausstellung „Der Weg zur Moderne“ gezeigt wurde, verdeutlicht die städtebauliche Konzeption. Der Platz in der Mitte stand erst der Ausstellung zur Verfügung und wurde später zu Hausgärten umgewandelt.





es erste Umbauarbeiten, weitere folgten in der Nachkriegszeit.

Wohnung und Werkraum (WuWA), Breslau 1929

Die Mustersiedlung in Breslau (heute Wrocław/Polen), das sich nach dem Ersten Weltkrieg zu einer der bevölkerungsstärksten Städte in Deutschland entwickelte, war Teil der Wohnung und Werkraum Ausstellung. Neben der bereits aus Stuttgart und Brno bekannten Zielsetzung, mithilfe innovativer und rationeller Bautechniken bezahlbaren und modernen Wohnraum für junge Familien zu schaffen, wurde hier der Fokus sowohl auf Kinder als auch kinderlose Paare und die sich ändernde Rolle der Frau in der Gesellschaft gelegt.

Auf Initiative des Vorsitzenden des schlesischen Landesverbandes des Deutschen Werkbundes Heinrich Lauterbach und finanziert von der Siedlungsgesellschaft Breslau A. G. sowie der Stadt Breslau, entstanden 1929 im Laufe von nur drei Monaten 32 Gebäude mit 132 voll möblierten Wohnungen. Die elf verantwortlichen Architekten kamen ausnahmslos aus Breslau, darunter Hans Scharoun und Adolf Rading, die auch an der Stuttgarter Siedlung beteiligt gewesen waren. Wichtige Impulse für die Grundrisse und die Inneneinrichtung kamen vom Breslauer Hausfrauenverein. Der Hausfrauenbund hatte die Stuttgarter Ausstellung bewertet und 17 Kritikpunkte geäußert.

Das städtebauliche Konzept stammte von Heinrich Lauterbach und Adolf Rading, die öffentlichen Grünflächen und Hausgärten wurden von mehreren Landschaftsarchitekten gestaltet. Außer den Wohngebäuden gehörten ein Kindergarten, Turn- und Spielplätze und ein Planschbecken zur Anlage. Neben Ein- und Zweifamilienhäusern kamen in der Mustersiedlung verschiedene Mehrfamilienhaustypen zur Ausführung, unter anderem ein Apart-

menthaus von Hans Scharoun, dessen einer Flügel für kinderlose Ehepaare und der andere für ledige Frauen vorgesehen war und in dem sich zentral ein Restaurant und Foyer befand (Abb. 8).

Die Ausstellung wurde nach drei Monaten um weitere zwei Wochen verlängert. Heute sind die meisten Häuser in Privatbesitz, ein Teil gehört der Stadt Wrocław.

Werkbundsiedlung Neubühl, Zürich 1928 bis 1932

Für die Finanzierung der Siedlung in Neubühl gründete sich eigens eine gemeinnützige Baugenossenschaft. Ihre Gründungsväter waren gleichzeitig die Mitinitiatoren der Siedlung: Max Ernst Haefeli und sechs weitere Schweizer Architekten organisierten nicht nur das Bauvorhaben, sondern entwarfen auch die Häuser nach einem städtebaulichen Konzept von Werner Max Moser. Weitere Initiatoren waren der Schweizer Werkbund und Sigfried Giedeon, Generalsekretär der CIAM (Congrès International d'Architecture Moderne). 1931 konnte die zu zwei Dritteln fertiggestellte Siedlung für einen Monat besichtigt werden (Abb. 10).

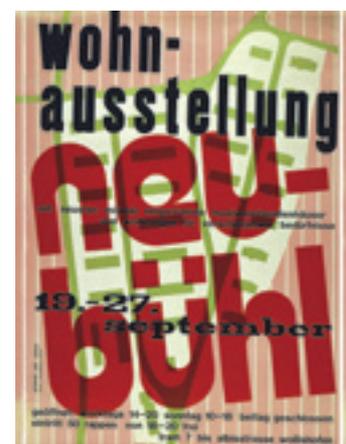
In gemeinsamer Arbeit entstanden unterschiedlichste Wohnungstypen mit Flachdach in einheitlicher Gestaltung für den aufgeklärten Mittelstand. 195 Wohneinheiten verteilten sich auf Mehrfamilien- und Reihenhäuser in Zeilenbauweise quer zur Straße, sie wurden ergänzt von einem Kindergarten, Ladenlokalen und Garagen (Abb. 9). Alle Häuser erhielten den gleichen Beige-farbenen Anstrich mit abgesetzten grauen Sockeln. Für den Außenbereich entwarf der Gartenarchitekt Gustav Ammann in Zusammenarbeit mit den Architekten ein Konzept, das einerseits den Bewohnern eine gewisse Privatsphäre zugestand und andererseits klare Zonen der gemeinschaftlichen Erholung definierte.



8 Modell der WuWA von 2016. Im Vordergrund das Appartementhaus von Hans Scharoun.

9 Luftbild der Werkbundsiedlung Neubühl während der Entstehungszeit. Die Zeilenbauweise ist klar erkennbar.

10 Das Plakat zu Werkbundsiedlungsausstellung in Neubühl. In Grün erkennbar die städtebauliche Konzeption der Siedlung.





11 Zeitgenössische Aufnahme der Siedlung während der Ausstellung. Auch die Wiener Werkbundsiedlung war gut besucht.

12 Aufnahme der Siedlung Baba während der Bauzeit und noch vor Ausstellungseröffnung.

13 Die Werkbundausstellung in Wien wurde ebenfalls mit Plakaten beworben.



Die Gebäude wurden nicht verkauft, sondern an die Mitglieder der Genossenschaft vermietet. Die unterschiedlichen Wohnungstypen gaben den Bewohnern maximale Flexibilität, je nach Lebensumständen konnte man innerhalb der Siedlung in eine kleinere oder größere Wohnung umziehen. Ein Prinzip, das bis heute mit Erfolg umgesetzt wird.

Werkbundsiedlung Lainz, Wien 1932

Unter dem Titel „Werkbundsiedlung Internationale Ausstellung Wien“ wurde 1930–32 nach einer Gesamtplanung von Josef Frank die Siedlung im 13. Wiener Gemeindebezirk in Lainz geplant und gebaut (Abb. 13). Initiator war der ÖWB, der Beschluss für den Bau der Siedlung erging bereits 1929 auf der Jahresversammlung des Deutschen Werkbundes in Breslau während der WuWA. Die Finanzierung erfolgte über die GESIBA (Gemeinwirtschaftliche Siedlungs- und Baustoffanstalt), welche die Baugenossenschaften seit 1921 bei der Materialbeschaffung und der Finanzierung von Bauvorhaben unterstützte.

Frank, selbst Mitglied im ÖWB und mit einem Haus 1927 in der Weißenhofsiedlung vertreten, entwickelte nicht nur das städtebauliche Konzept, sondern machte weitere Vorgaben: Anders als bei den vorangegangenen Siedlungen sollten bei der Wiener Siedlung nicht die neueste Technik oder besonders innovative Baumethoden im Fokus stehen, sondern vielmehr eine möglichst große Anzahl unterschiedlicher Typenhäuser für Familien entstehen, die alle denkbaren sozialen Voraussetzungen berücksichtigen. Dafür wurden 33 Architekten aus Österreich, aber auch dem Ausland eingeladen, darunter Josef Hoffmann, Hugo Häring, Adolf Loos, Gerrit Rietveld, Richard Neutra und, als einzige Frau, Margarete Schütte-Lihotzky.

Die 70 vollständig möblierten und eingerichteten Häuser gruppieren sich um eine platzartig erweiterte Gasse im Zentrum der Anlage. Sie sind als Einzel-, Doppel- oder Reihenhäuser konzipiert und

alle in Ziegelbauweise (doppelwandig, 32 cm stark mit dazwischenliegender isolierender 7 cm- Luftschicht) sowie Flachdach errichtet. Die Grundstücke wurden von einer einheitlichen Einfriedung abgeschlossen. Unterschiedlichste Fenstertypen beleben die Fassaden, die farbliche Gestaltung der Gebäude in Flaschengrün, hellem Gelb, Seidenblau und Rosa sowie vereinzelt Weiß erfolgte nach einem Konzept des Künstlers Laszlo Gabor.

Die Ausstellung war zwei Monate für die Öffentlichkeit zugänglich (Abb. 11), 14 der Häuser gingen danach in Privatbesitz über, die restlichen wurden nach und nach vermietet. Während des Zweiten Weltkriegs wurden sechs Häuser durch Bombentreffer zerstört.

Werkbundsiedlung Baba, Prag 1932

Durch die Initiative des Tschechischen Werkbundes kam in Prag die letzte Mustersiedlung vor dem Zweiten Weltkrieg zur Ausführung. Investoren waren ausschließlich die zukünftigen Eigentümer der Häuser, die damit unmittelbar Einfluss auf die Gebäude nehmen konnten. Die Realisierung erfolgte in mehreren Abschnitten von 1932 bis 1940. Nur der erste Bauabschnitt wurde 1932 im Rahmen der Wohnbauausstellung gezeigt (Abb. 12).

Die Häuser entstanden entlang von hangparallel angelegten Straßen, die jedem Bewohner den Blick auf die Moldau und zur Prager Burg ermöglichten. Für die Freiflächen kam das Konzept von Otokar Fierlinger zur Ausführung. Von den rund 20 eingeladenen Architekten war nur ein einziger aus dem Ausland: Mart Stam, der bereits in Stuttgart dabei war. Die übrigen Architekten kamen aus Prag und Brünn. Konstruktiv wurden neben der Stahlbeton-Skelettbauweise auch Mauerwerk verwendet. Die Grundrisse waren stark auf die Bedürfnisse der Bauherren abgestimmt. Anders als geplant, entstanden auf Wunsch der Bauherren ausschließlich freistehende Einfamilienhäuser (Abb. 15). Die Häuser sind heute in Privatbesitz.

Als Netzwerk zum Erfolg

Der Weg bis zur Verleihung des Europäischen Kulturerbe-Siegels für die Werkbundsiedlungen war lang. Im Herbst 2013 fand auf Initiative von Herbert Medek, Leiter der Abteilung Verwaltung, Recht und Untere Denkmalschutzbehörde der Landeshauptstadt Stuttgart, ein erstes Treffen von Vertretern der Siedlungen in Stuttgart statt. Neben der Bewerbung für das neu geschaffene Kulturerbe-Siegel stand die Initiierung eines Netzwerkes auf der Tagesordnung, um die unterschiedlich bekannten und unterschiedlich gut erhaltenen Siedlungen in der Öffentlichkeit zu vertreten. Auch der Erfahrungsaustausch beim jeweiligen Umgang mit dem gebauten Erbe war ein großes Anliegen. Spontan luden die Vertreter aus Brno die Kollegen für 2014 zu einem Besuch und der Besichtigung ihrer Siedlung ein. Es zeigte sich, dass die Idee des Netzwerkes auf breite Zustimmung gestoßen war. Im Folgejahr stand Wroclaw auf dem Programm. Dort wurde ein ganz wesentliches Projekt angestoßen: die gemeinsame Ausstellung „Der Weg zur Moderne. Werkbund-Siedlungen 1927–1932“, die im Frühsommer 2016 im Wroclawer Architekturmuseum gezeigt wurde und zu der ein Katalog in polnischer, tschechischer, deutscher und englischer Sprache erschienen ist (Abb. 14; 16). Möglich wurde diese erste Ausstellung zu allen sechs Siedlungen, da Breslau 2016 Kulturhauptstadt Europas war und die Netzwerkidee begeistert aufgegriffen hatte. Besuche in Wien, Prag und Zürich folgten. Parallel zu den Treffen nahm der



Antrag für die Verleihung des Europäischen Kulturerbe-Siegels Gestalt an und wurde schließlich 2019 unter der Federführung der Stadt Stuttgart eingereicht. Aufwendig war das Unterfangen auch deshalb, weil sich die Zuständigkeiten und Besitzverhältnisse in den einzelnen Städten stark unterscheiden und allein das Benennen eines Verantwortlichen für den jeweiligen Antragsteil eine Herausforderung war. Schließlich überzeugte die europäische Dimension der Werkbundsiedlungen, die mit ihren sozialen, emanzipatorischen, ästhetischen und technologischen Ansprüchen so prägend für die Entwicklung des Wohnungsbaus waren.

Literatur

Jadwiga Urbanik (Hrsg): Der Weg zur Moderne, Breslau 2016.

Winfried Nerdinger (Hrsg): 100 Jahre Deutscher Werkbund 1907–2007, München 2007.

Lucius Burckhardt (Hrsg): Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Stuttgart 1978.

Württembergische Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Werkbunds (Hrsg): 10 Jahre Werkbundarbeit in Württemberg, Stuttgart 1930.

www.werkbund-estates.eu

www.deutscher-werkbund.de

www.neubuehl.ch

www.werkbundsiedlung-wien.at

www.weissenhofmuseum.de

Inken Gaukel
Susann Seyfert
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

14 Die Ausstellung „Der Weg zur Moderne. Werkbund-Siedlungen 1927–1932“ war ein wichtiger Schritt auf dem Weg zum Europäischen Kulturerbe-Siegel.

15 Als letzte Werkbundsiedlung entstand die Baba ab 1932 in Prag. Die Titelseite des Ausstellungskatalogs zeigt die Häuser, die bis zur Ausstellungseröffnung 1932 fertiggestellt oder zumindest im Bau waren.

16 Katalog zur Ausstellung in Wroclaw. Erstmals wurden die sechs Werkbundsiedlungen in einer Publikation behandelt.



Die Werkbundsiedlungen in Europa 1927 bis 1932

Interview zur Auszeichnung

Die Stuttgarter Weissenhofsiedlung hat in diesem Jahr als Teil der „Werkbundsiedlungen in Europa 1927–1932“ das Europäische Kulturerbe-Siegel erhalten. Mit diesem Siegel zeichnet die Europäische Union Kulturdenkmale, Kulturlandschaften und Gedenkstätten von hohem symbolischem Wert für Europa aus, in und an denen besondere Vermittlungsprojekte für die europäische Öffentlichkeit und insbesondere für junge Menschen angeboten werden. Im Gespräch mit Denise Beilharz, der für das Europäische Kulturerbe-Siegel zuständigen Referentin im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg, erläutern Herbert Medek, Abteilungsdirektor im Amt für Stadtplanung Stuttgart, und Grazyna Adamczyk-Arns, Architektin und Stadtplanerin, Hintergründe, Inhalte und Ziele der Bewerbung.

Denise Beilharz

Mit der Verleihung des Europäischen Kulturerbe-Siegels an die Gedenkstätten an Standorten des ehemaligen KZ-Komplexes Natzweiler ging im Jahr 2018 erstmals ein Europäisches Kulturerbe-Siegel nach Baden-Württemberg. Nun haben die „Werkbundsiedlungen in Europa 1927–1932“ in diesem Jahr dieselbe Auszeichnung erhalten. Der Antrag wurde unter Federführung der Landeshauptstadt Stuttgart und des Ministeriums für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg er-

arbeitet und im Frühjahr 2019 für das gesamte Netzwerk bei der Europäischen Kommission eingereicht (Abb. 1).

Die am Interview Beteiligten haben maßgeblich an der Antragsstellung mitgewirkt. Herbert Medek ist seit vielen Jahren verantwortlich für die Belange der kommunalen Denkmalschutzbehörde in Stuttgart. Seit 2011 bearbeitete er unter anderem maßgeblich den Stuttgarter Teil der Bewerbung des „Architektonischen Werks von Le Corbusier“ für die Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste. Im Jahr 2013 initiierte er nach einem Übereinkommen mit Breslau das Netzwerk der Werkbundsiedlun-

1 Zwischen 1927 und 1932 entstanden die sechs Siedlungen, hier als Modelle in der Ausstellung „Der Weg zur Moderne“.





2 Für die Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ in Breslau entwarf Hans Scharoun ein Gebäude für kinderlose Paare und Ledige, hier als Modell im Vordergrund.

gen 1927–1932 und hat seitdem die gemeinsame Bewerbung für das Europäische Kulturerbe-Siegel begleitet. Grazyna Adamczyk-Arns hat als Geschäftsführerin der städtischen Sanierungsgesellschaft Wroclawska Rewitalizacja in Breslau von 2010 bis 2019 umfangreiche Maßnahmen zur Sanierung der Werkbundsiedlung „Wohnung und Werkraum“ (WuWA) in Breslau betreut. Außerdem war sie am Aufbau des Netzwerks der Werkbundsiedlungen beteiligt und hat den polnischen Beitrag für den Antrag zum Europäischen Kulturerbe-Siegel vorbereitet.

Welche Stätte steht im Zentrum der erfolgreichen Bewerbung um das Europäische Kulturerbe-Siegel?

Herbert Medek: Die Werkbundsiedlungen, die zwischen 1927 und 1932 in Stuttgart, Brunn (Brno), Breslau (Wrocław), Zürich, Wien und Prag (Praha) entstanden, haben die Architekturentwicklung im 20. Jahrhundert wesentlich beeinflusst. In ihrer Gesamtheit sind sie herausragende Zeugnisse der gemeinsamen Wurzeln moderner Architektur und ihrer Verbreitung in Europa. Die Werkbundsiedlungen verdeutlichen die biografischen, kulturellen und architekturtheoretischen Verflechtungen der europäischen Avantgarde über Ländergrenzen hinweg. Ihre Geschichte spiegelt exemplarisch die politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen und Brüche im Europa des 20. Jahrhunderts wider: den demokratischen Aufbruch nach dem Ersten Weltkrieg, danach die Verfolgung der international ausgerichteten Avantgarde durch nationalistische und rassistische Regimes, die Spaltung in Ost und West nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie bilden ein europäisches Kulturgut von außergewöhnlichem Rang und sind auch heute noch Gegenstand geistiger Auseinandersetzungen und

Ziel interessierter Besucherinnen und Besucher aus vielen Ländern.

Was ist aus Ihrer Sicht das Besondere an dieser Stätte?

Grazyna Adamczyk-Arns: Alle sechs Siedlungen markieren zusammen eine besondere Zeit in Europa, einen Aufbruch. Angeregt durch die Weissenhofsiedlung in Stuttgart, die 1927 im Rahmen der Werkbundaussstellung „Die Wohnung“ entstanden ist, folgten in nur fünf Jahren lokale Initiativen in Brunn, Breslau, Zürich, Wien und Prag – jede Siedlung hatte einen etwas anderen Schwerpunkt, etwas andere Rahmenbedingungen. Trotzdem hatten alle ein gemeinsames Ziel: das Bemühen um bezahlbaren Wohnraum für breite Bevölkerungsschichten. Die Werkbundaussstellung „Wohnung und Werkraum“ in Breslau zum Beispiel griff die Impulse der Stuttgarter Ausstellung auf, setzte aber eigene Akzente. Sie wollte ebenfalls den gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit Rechnung tragen – beispielsweise der veränderten Rolle der Frau in Familie und Arbeitswelt – und sah einen Kindergarten vor, was damals ein Novum war (Abb. 2). Besonders ist auch, dass alle sechs Siedlungen, obwohl in kürzester Zeit für die Bauausstellungen gebaut, bis heute ihre Funktion behalten haben und auch von ihren Bewohnern geschätzt werden.

Herbert Medek: Die Weissenhofsiedlung in Stuttgart hat 1927 den Impuls gesetzt für die Entstehung der anderen Siedlungen in den darauffolgenden Jahren und ist sozusagen das erste gebaute Manifest der „klassischen“ Moderne (Abb. 3). In fast allen Siedlungen haben auch ausländische Architekten gebaut. In der Weissenhofsiedlung sind Architekten aus fünf europäischen Ländern vertreten, von denen manche auch in den anderen



3 Die Stuttgarter Weissenhofsiedlung war die erste der Werkbundsiedlungen.

Netzwerksiedlungen gebaut haben. Nach dem Ersten Weltkrieg war dies ein großes Symbol der Völkerverständigung, wenn auch spätere Zeiten des 20. Jahrhunderts eher das Gegenteil zum Vorschein brachten.

Wie ist die Idee zu dieser länderübergreifenden Antragskooperation entstanden?

Herbert Medek: Nach einer im Jahr 2006 entstandenen zwischenstaatlichen Initiative hat das Europäische Parlament 2011 das Europäische Kulturerbe-Siegel als europäische Maßnahme institutionell in einem Rechtsakt verankert. Es soll Städten zuerkannt werden, die einen bedeutenden symbolischen Wert haben und die die gemeinsame Geschichte Europas und den Aufbau der Europäischen Union sowie die europäischen Werte

und die Menschenrechte hervorheben als Fundament der europäischen Integration. In einer Studie von ICOMOS hatten daraufhin verschiedene Autoren Potenziale für das Europäische Kulturerbe-Siegel in Deutschland vorgestellt. Die Veröffentlichung darüber enthielt einen Beitrag von Professor Dr. Andreas Schwarting von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Gestaltung in Konstanz (HTWG), in dem er die Gründe benannte, deretwegen die zwischen 1927 und 1932 in Stuttgart, Breslau, Brünn, Prag, Wien und Zürich entstandenen Werkbundsiedlungen für dieses Label prädestiniert wären.

Zur gleichen Zeit suchte die städtische Sanierungsgesellschaft Wroclawska Rewitalizacja den Kontakt mit Stuttgart. Sie war mit der Aufwertung der Werkbundsiedlung WuWA in Breslau von 1929 befasst und wollte in einen Erfahrungsaustausch mit der Weissenhofsiedlung treten. Die Idee des Europäischen Kulturerbe-Siegels stieß dort auf großes Interesse, insbesondere an der Verwaltungsspitze, die eine Delegation unter Leitung des stellvertretenden Stadtpräsidenten nach Stuttgart entsandte. So entstand mit Stuttgart und Breslau eine Basis, die es erleichterte, auch die übrigen Werkbundsiedlungen in Brünn, Prag, Wien und Zürich einzubinden und im Jahr 2013 das Netzwerk zu bilden.

Grazyna Adamczyk-Arns: Man kann sagen: Die Zeit war reif und die Initiative Stuttgarts stieß auf offene Ohren. Es war außerordentlich wichtig, dass die Landeshauptstadt Stuttgart die inhaltlichen Grundlagen lieferte, indem sie die Möglichkeiten für eine Bewerbung prüfte und für Stabilität sorgte, dadurch, dass sie die führende Rolle im Prozess übernahm. Mit der Förderung der Stif-



4 Eröffnung der Ausstellung „Der Weg zur Moderne“ 2016 in Wrocław.

tung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit konnten die ersten Treffen zwischen Stuttgart und Breslau organisiert und finanziert werden – damit wurde der Grundstein für das Netzwerk gelegt. Eine motivierende Wirkung für alle Partner hatte sicherlich die gemeinsam vorbereitete Ausstellung „Der Weg zur Moderne“, die 2016 in Breslau anlässlich der Auszeichnung als Europäische Kulturhauptstadt gezeigt wurde (Abb. 4, 6).

Wie ist die länderübergreifende Kooperation organisiert? Welche Rolle spielt das Netzwerk der Werkbundsiedlungen dabei?

Herbert Medek: Der Antrag wurde unter Federführung von Baden-Württemberg gestellt mit Stuttgart als koordinierendem Partner. Das haben die Städte des Netzwerks einstimmig beschlossen. Der regelmäßige Austausch stellt den fachgerechten Erhalt der Siedlungen nicht nur sicher, sondern optimiert ihn. Auch die Umsetzung der geplanten Projekte erfährt durch den laufenden Austausch und die damit verbundene gegenseitige Betrachtung eine gewisse Dynamik. Dies wird zunächst durch Stuttgart gesteuert, bestenfalls bis zum Monitoring im Jahr 2024. Möglicherweise wird danach beschlossen, den koordinierenden Vorsitz des Netzwerks reihum zu wechseln.

Grazyna Adamczyk-Arns: Es ist wichtig, dass alle sechs Partner des Netzwerks schon seit mehreren Jahren miteinander im Austausch sind und in regelmäßigen Treffen ihre Ziele und neue Herausforderungen besprechen (Abb. 5). Diese Kontinuität ist auch für die Kooperation ein Gewinn. Von großer Bedeutung ist eine starke und gut organisierte Koordination durch die Landeshauptstadt Stuttgart und die verantwortungsbewusste Hal-



5 Besichtigung von Novy Dum beim Netzwerktreffen 2014 in Brno.

tung jedes Partners, seinen Teil zu den gemeinsamen Aktivitäten beizutragen – beispielsweise bei der Erarbeitung des Antrags, aber auch bei der Ausstellung in Breslau oder bei der Organisation von Netzwerktreffen in den jeweiligen Städten.

Warum sollte man die Europäische Kulturerbe-Stätte „Werkbundsiedlungen in Europa 1927–1932“ besuchen? Was können wir in der Auseinandersetzung mit der Stätte als Ganzes und den daran beteiligten Siedlungen lernen? Welche Werte vermitteln Sie der allgemeinen Öffentlichkeit?

Herbert Medek: Anders als beim UNESCO-Welt-erbe steht beim Europäischen Kulturerbe-Siegel nicht der außergewöhnliche universelle Wert einer Stätte im Vordergrund, verbunden mit der möglichst vollständig erhaltenen originalen Substanz



6 Die Ausstellung wurde von allen Netzwerkpartnern gemeinsam gestaltet und die Bauten siedlungsübergreifend nach Haustypen präsentiert.

von Bauwerken. Hier spielt vielmehr die europäische Dimension einer Stätte und die Sensibilisierung der Bürgerinnen und Bürger Europas, insbesondere junger Menschen, für das gemeinsame Kulturerbe die Hauptrolle. Nachdem die Umbrüche des 20. Jahrhunderts die Siedlungen durchaus verändert haben, ist die Chance gegeben, durch die Geschichte der Siedlungen die Bedeutung eines geeinten Europas zu verdeutlichen. Zudem geben die Siedlungen einen Einblick in die europaweite nahezu gleichzeitige Entstehung eines heute noch prägenden Architekturstils, nämlich der klassischen Moderne.

Grazyna Adamczyk-Arns: Bald werden die Siedlungen ihre 100. Geburtstage feiern. Heute interessieren sich immer mehr Menschen für die Architektur der klassischen Moderne, was auch in den Besucherzahlen zum Ausdruck kommt. Diese europaweite Bewegung war nicht nur ein Baustil, sondern ein Ausdruck der fortschrittlichen sozialen und gesellschaftlichen Kräfte der 1920er Jahre. Der Mangel an menschenwürdigem Wohnraum für breite Bevölkerungsschichten war eine Herausforderung insbesondere für die jungen Demokratien der Zwischenkriegszeit. Die Werkbundsiedlungen hatten das Ziel, erschwingliches Wohnen mit hohen hygienischen und sozialen Standards an verschiedenen Orten exemplarisch zu entwickeln und auf die Probe zu stellen – sie sind also ein gebauter Ausdruck der gesellschaftlichen und sozialen Integrationsbewegungen der damaligen Zeit. Die Trennung der Nutzungen in Arbeiten und Wohnen setzte Maßstäbe für ein neues Verständnis von Stadt. Diese Ansätze kamen vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg zur vollen Entfaltung – ein nicht immer einfaches Erbe, das gerade heute auch hinterfragt werden muss. Dennoch sind die Siedlungen nach wie vor beispielhaft – sie machen Mut für eine Auseinandersetzung, für Experimente, für Innovationen.

Welche konkreten Projekte planen Sie in Zusammenhang mit dem Europäischen Kulturerbe-Siegel? Welche Rolle spielen Kinder und Jugendliche in Ihrer Vermittlungsarbeit?

Herbert Medek: Das Themenfeld Architekturgeschichte ist für Jugendliche besonders interessant. In netzwerkübergreifenden gemeinsamen Projekten sollen beispielsweise mehrsprachige Flyer und Schulungsmaterial für Multiplikatoren (Lehrer, Guides, etc.) entwickelt werden sowie altersgerechte Materialien für junge Menschen. Die in Breslau 2016 gezeigte Ausstellung „Der Weg zur Moderne“ soll in allen Netzwerkstädten gezeigt werden. In den einzelnen Städten bestehen bereits Verbindungen zu den örtlichen Schulen und Hochschulen. Diese Verbindungen sollen für gemeinsame Aktionen und Veranstaltungen genutzt werden.

Welche Erwartungen verbinden Sie mit der Verleihung des Europäischen Kulturerbe-Siegels? Welche Entwicklungsperspektiven sehen Sie für die Stätte?

Herbert Medek: Gerade die wechselvolle Geschichte der Siedlungen im 20. Jahrhundert hat gezeigt, wie schnell gesellschaftliche oder politische Veränderungen auf den Erhalt derartiger Stätten einwirken können. Zum einen erhoffen sich alle Netzwerkpartner, dass durch das Europäische Kulturerbe-Siegel hier ein gewisser Schutz entsteht. Zum anderen soll gerade die Geschichte der Siedlungen bei jungen Menschen die Bedeutung der Architektur der Moderne und ihre Entstehung ins Bewusstsein rücken. Dazu gehört auch der Aufbau bzw. Ausbau eines nachhaltigen Tourismus, um die Siedlungen möglichst weiten Kreisen bekannt zu machen.

Grazyna Adamczyk-Arns: Eine so prestigeträchtige Auszeichnung richtet den Blick auf die Siedlungen. Sie bietet eine Gelegenheit, über die Siedlungen und ihre Bedeutung zu berichten und damit ihre Wertschätzung zu stärken. Gleichzeitig ist es wichtig zu respektieren, dass es nach wie vor Wohnsiedlungen sind und die hier wohnenden Menschen ein Anrecht auf Privatheit und Rückzug haben. Eine europäische Verortung in einem internationalen Netzwerk wird auch für den Stellenwert der Stätte auf der lokalen und nationalen Ebene förderlich sein. Das Netzwerk der Werkbundsiedlungen, bei dem sechs Städte in fünf verschiedenen europäischen Ländern – vier davon Mitglieder der Europäischen Union – zusammenarbeiten, ist ein ausgezeichnetes Beispiel für eine länderübergreifende europäische Kooperation und für die Überwindung der ehemaligen Ost-West-Teilung Europas. Mit der Auszeichnung wächst auch die Chance, die Zusammenarbeit zwischen den Siedlungen zu intensivieren und damit zum Austausch von Forschung und Know-how zur Pflege der Bausubstanz beizutragen.

Praktischer Hinweis

www.werkbund-estates.eu

Dr. Denise Beilharz

*Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und
Wohnungsbau Baden-Württemberg
Referat 56 – Denkmalpflege und Bauberufsrecht
Schlossplatz 4 (Neues Schloss)
70173 Stuttgart*

Vom barocken Jagdschloss zum städtischen Kulturort Die Sanierung der Eremitage Waghäusel

Die Eremitage in Waghäusel, das ehemalige Jagdschloss der Fürstbischöfe von Speyer, ist ein Kleinod und „hochrangige[s] Ensemble der Schlosslandschaft der Oberrheinebene“, so formulierte es der ehemals zuständige Denkmalpfleger Andreas Vorbach in dieser Reihe im Heft 2 von 2001. Seit der Auslobung des internationalen städtebaulichen Ideenwettbewerbs zur Umgestaltung der Industriebrache der Zuckerfabrik und Wiederherstellung der Schlossanlage im Jahr 2000 hat sie aufwendige und langjährige denkmalpflegerische Sanierungen erfahren, die 2017 mit der Verlegung des Waghaches und der Anlage eines barockähnlichen Parks abgeschlossen wurden. Heute präsentiert sich das Ensemble wieder in einem seiner geschichtlichen Bedeutung entsprechend würdigen Zustand, ist begehrtes Ambiente für Hochzeiten, Theater, Konzerte und Open-Air-Veranstaltungen und seit Januar um ein Museum im Obergeschoss reicher (Abb. 1).

Hiermit soll eine Zusammenfassung zu den vielfältigen Ergebnissen der langjährigen Sanierung aus der 300-jährigen Geschichte der Anlage vorgelegt werden.

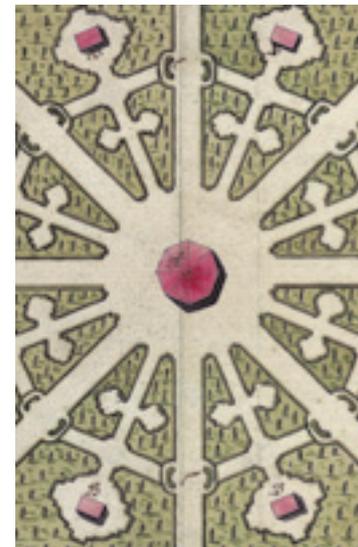
Antje Gillich/Johannes Wilhelm

Von der Ära der Fürstbischöfe zum Verwaltungsbau einer der größten Zuckerfabriken Europas

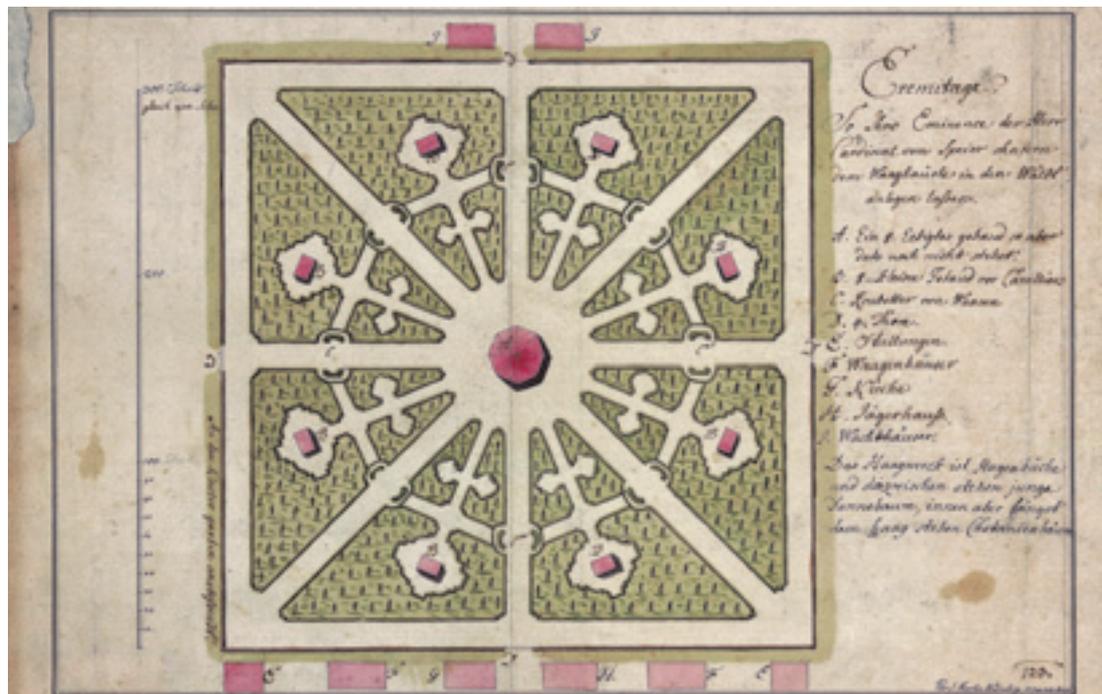
Die Eremitage ist das Jagdschloss der Fürstbischöfe von Speyer, das in unmittelbarer Nähe vom Kloster Waghäusel mit der Wallfahrtskirche errichtet wurde, und ihnen sowohl als spiritueller wie auch weltlicher

Rückzugsort diente. Den Grundstein für ihren Bau legte 1724 Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn, der von 1719 bis 1743 amtierte. Bereits 1720 hatte er seine Residenz von Speyer nach Bruchsal verlegen lassen und dort mit dem Schlossbau begonnen. Er überzog das Hochstift Speyer mit einem Alleensystem, das die neue Residenz Bruchsal mit seinen herrschaftlichen Anlagen Schloss Kislau und

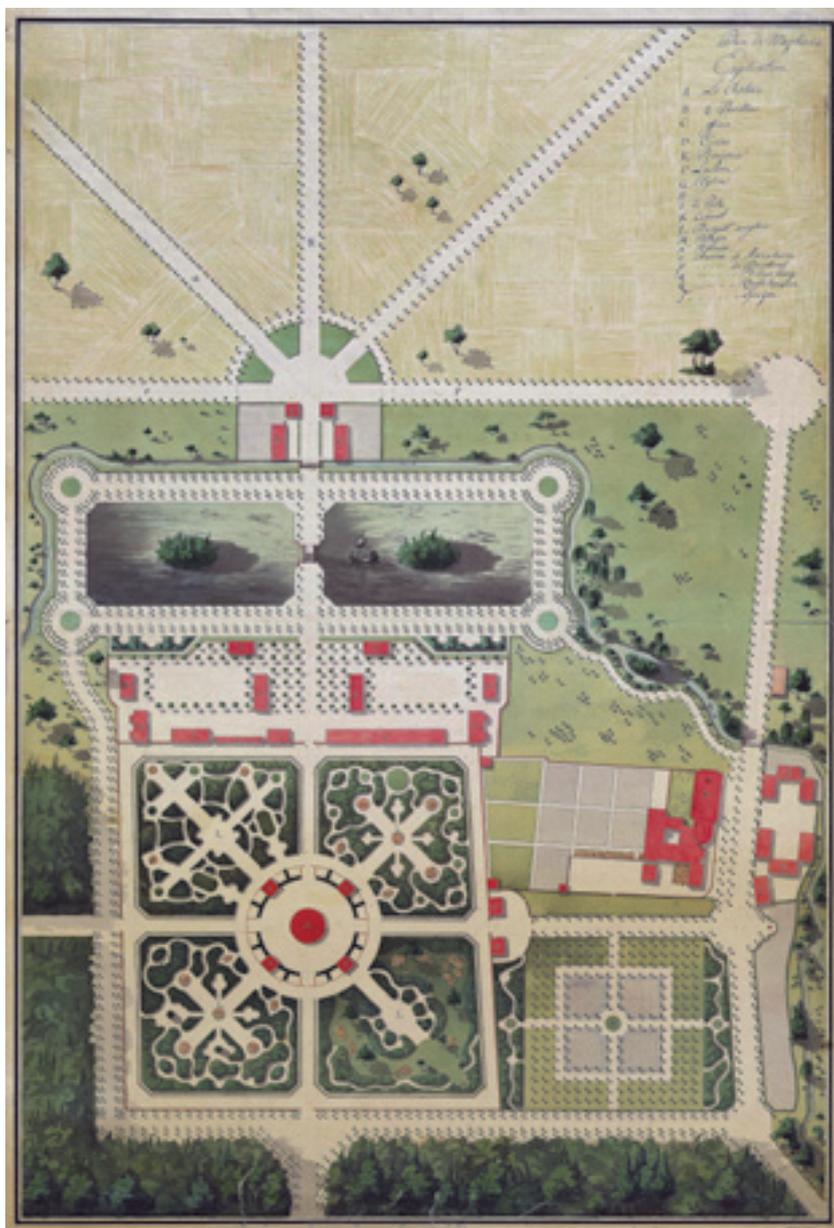
1 Anlage der Eremitage von 2012.



2 Plan der ersten Anlage mit acht Eremitenhäuschen.



3 Plan der Eremitage mit Park um 1750 vor der Erweiterung des Zentralbaus und der Kavaliershäuser GLA Karlsruhe.



der Eremitage verband und den Wald erschloss. Michael Ludwig Rohrer aus Rastatt (1683–1732), Baumeister der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden, plante und erbaute die Eremitage 1724 bis 1729. Der Hauptbau lag im Zentrum eines von Mauern umgebenen Wegesterns mit acht Eremitenpavillons (Abb. 2). Der ursprüngliche Hauptbau war sechzehnneckig. Über das eigentliche Dachgeschoss des Hauptbaus ragte ein Belvederesaal mit Fensterkranz und sechzehn Kaminen. Dort fertigte der italienische Freskomaler Giovanni Francesco Marchini, der auch Malereien im Bruchsaler Schloss ausführte, um 1732 ein Deckenfresko mit der Darstellung einer in antiken Ruinen gebauten Eremitenhütte (Abb. 4). Die Eremitage war Vorbild für weitere spätere Bauten, unter anderem Schloss Clemenswerth im Emsland und das Jagdschloss auf dem Carlsberg bei Weikersheim.

Wohl durch den Würzburger Barockbaumeister Johann Balthasar Neumann (1687–1753) angeregt, der seit 1728 auch in Speyerer Diensten stand, plante man schon bald anstelle der kleinen und sehr einfachen Eremitenhäuschen vier zweistöckige Kavalierpavillons mit quadratischem Grundriss, die durch eine Ringmauer umschlossen waren (Abb. 3). Der südöstliche Pavillon war Küchenbau, der nordöstliche für die wachhabende Garde und die beiden westlichen für die fürstlichen Gäste, das heißt südwestlich der Fremdenbau und nordwestlich der sogenannte Cavalierbau. Im Westen der Anlage, in Richtung Oberhausen, schlossen sich der Ökonomiehof mit Zehntscheuer, Amtskellerei, Pferdeställe, Wachstube, Jäger-, Gärtner- und Zollhaus sowie zwei Weiher an.

Franz Christoph von Hutten, von 1743 bis 1770 Fürstbischof von Speyer, beauftragte Neumann im

Jahr 1747 mit einer Erweiterung des Hauptbaus der Eremitage. Entgegen Neumanns Vorschlag wurden anstelle zweier großer vier kleinere Flügel gebaut, die den heutigen kreuzförmigen Grundriss prägen (Abb. 5). Die vier Kavaliershäuser wurden ebenfalls verdoppelt, und zwar um die hinteren Teile außerhalb der Ringmauer, erst dadurch erhielten sie ihre rechteckige Form.

Unter Damian August von Limburg-Stirum, von 1770 bis 1797 Fürstbischof von Speyer, wurden 1783 im Eingangsbereich des Hauptbaus die Uhr und das Glockentürmchen sowie ein schmiedeeiserner Altan über der Freitreppe angebracht (Abb. 6). Infolge der Auseinandersetzungen mit Frankreich und nach den Ergebnissen des Reichsdeputationshauptschlusses im Jahr 1803 wurde das Hochstift Speyer aufgelöst, wobei dessen rechtsrheinischer Teil mit Waghäusel an den badischen Staat fiel. Der letzte Speyerer Fürstbischof Philipp Franz von Walderdorf behielt bis zu seinem Tod 1810 ein Wohnrecht in den Schlössern Bruchsal und Waghäusel, wobei er vorzugsweise in letzterem wohnte. Die Eremitage, für die man danach zunächst keine Verwendung mehr fand, wurde ausgeräumt und entging der Versteigerung für einen geplanten Abriss nur knapp dank des Einsatzes des Geheimen Finanzrates Bürklin.

1837 erwarb die Badische Gesellschaft für Zuckerfabrikation das Areal von rund 13 Hektar vom badischen Staat aufgrund des Gebäudebestands wie auch den dazugehörigen Torfabbau als Energiequelle und richtete hier die bis 1995 bestehende Zuckerfabrik Waghäusel ein. Die ersten Produktionsgebäude für die Zuckerherstellung entstanden im ehemaligen Ökonomiehof. Im Lauf der Jahre mussten viele der barocken Wirtschaftsgebäude nach und nach den neuen Industriebauten weichen. Die Grundlinien der barocken Anlage und einige Reste der Wegeachsen konnten sich aber überraschend deutlich in der Struktur der Fabrikanlage erhalten. Zwischen den Fabrikgebäuden dienten einzig der Eremitage-Hauptbau als Fabrikverwaltung und die Kavaliershäuser als Werkwohnungen (Abb. 7).

Nach der Schließung der Zuckerfabrik 1995 verkaufte die Südzucker AG das Fabrikgelände einschließlich der Eremitage 1997 zu einem symbolischen Preis an die Stadt Waghäusel, die damit vor der großen Aufgabe der Sanierung der denkmalgeschützten Schlossanlage stand.

Die Überlieferung des Bestands der Eremitage – ein Spiegel der Geschichte und der Denkmalpflege

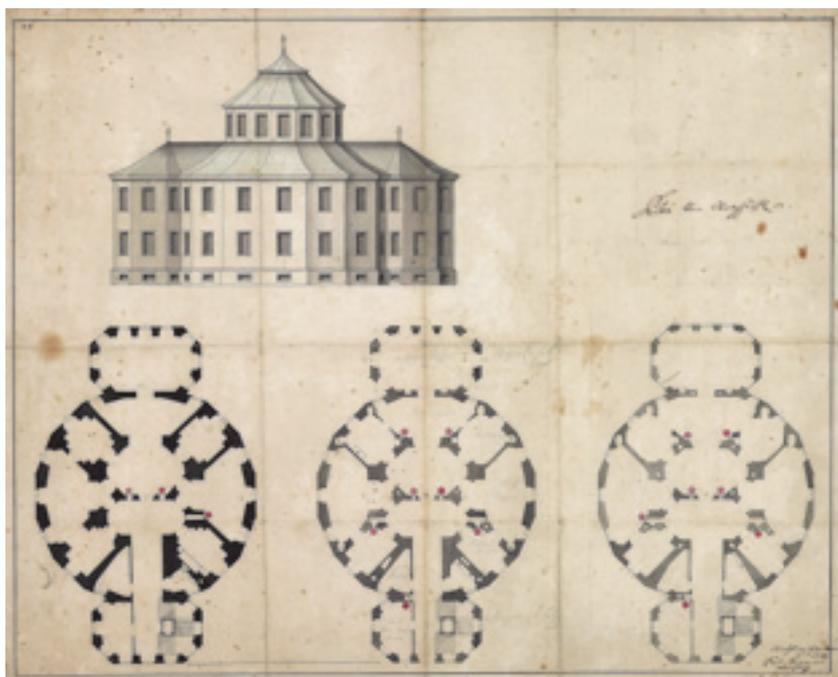
Ein Baudenkmal wie die Anlage der Eremitage der Speyerer Fürstbischöfe in Waghäusel mit der geschilderten bewegten Geschichte stellt sich kaum



4 Deckenfresko von Giovanni Francesco Marchini (zerstört 1946).

im ursprünglichen Zustand einer Epoche dar. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts fanden viele Objekte des Barock nur ungenügende Wertschätzung in der kunstgeschichtlichen Wahrnehmung. Die erste umfassende Darstellung des Bestands der Eremitage ist die Monografie, des Mannheimer Architekten Rudolf Tillessen zum 50-jährigen Bestehen des Mannheimer Altertumsvereins im Jahr 1909. Ergänzt wird die Kenntnis des Bestandes zu Beginn des 20. Jahrhunderts um die Beschreibung in den Kunstdenkmälern des Amtsbezirks Bruchsal 1913 von Hans Rott. Obwohl die Beschreibungen noch viele Bestandteile der Bauzeit belegten, verkannten beide Verfasser, dass die von ihnen vorgefundene Grundrissstruktur des Baus noch aus der Erbauungszeit stammte. Sie vermuteten einen zentralen ungeteilten Raum im Zentrum, eine Hypo-

5 Geplante Erweiterung des Zentralbaus von Baltasar Neumann.





6 Eremitage mit Glockenturm und schmiedeeisernem Altan.

7 Luftbild der Zuckerfabrik von 1986 mit ungenutztem Eremitage-Hauptbau und Kavalierehäusern.

8a Grundriss des Erdgeschosses der Eremitage.

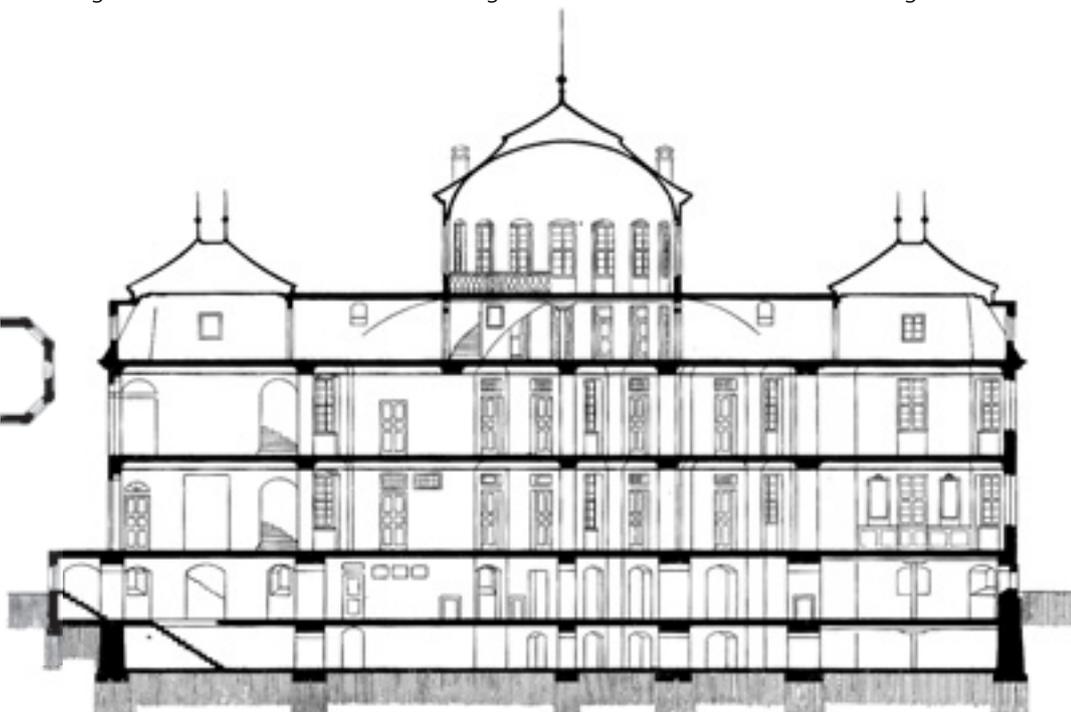
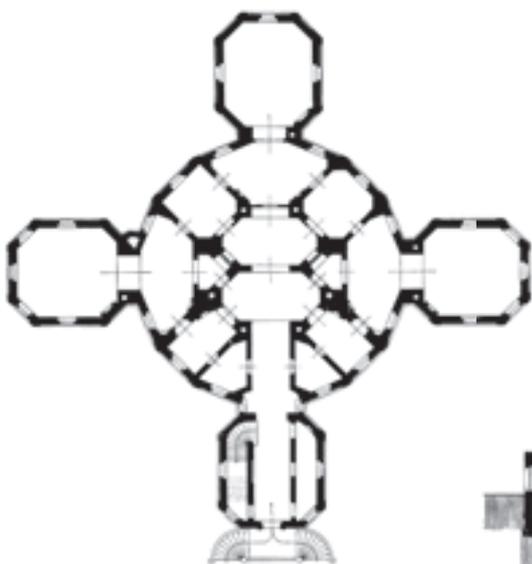
8b Schnitt durch die Eremitage.



these, die entscheidend für die weitere Entwicklung des Baus wurde.

Beide Autoren schildern den Bestand mit dem komplexen Grundriss, der im Zentrum der Geschosse nicht den zu erwartenden zentralen Saal aufwies, sondern zwei polygonale längliche Räume, die indirekt durch Oberlichte beziehungsweise Glastüren von den äußeren Zimmern her beleuchtet wurden. Daraus abgeleitet, findet sich der Begriff des Glaszimmers auch in historischen Beschreibungen. Zudem berichten sie von fünf Ebenen, deren oberste als „fünftes Stockwerk“ oder „an der Kuppel“ bezeichnet wird (Abb. 8a+b). Die Kuppel zeigte das durch Giovanni Francesco Marchini im Jahr 1732 geschaffene Deckenfresko, das diesem Belvedere die Illusion einer Eremitenhütte in antiker Ruinenlandschaft gab. So wurde die Entwicklung der Anlage mit dem sechzehneckigen zentralen Gründungsbau der Grundsteinlegung vom 21. September 1721 durch den Speyerer Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn sowie die Er-

weiterung durch die vier nach den Entwürfen Balthasar Neumanns angesetzten Pavillons als Einheit erkannt. Die darauffolgenden Um- und Erneuerungsbauten unter Fürstbischof Damian August von Limburg-Stirum (1770–1797) mit der Errichtung der schmiedeeisernen gedeckten Veranda und dem Uhrenturm über dem Eingangspavillon 1783 sowie die Renovierung zum Alterswohnsitz des letzten Speyerer Fürstbischofs Philipp Franz von Walderdorf nach dem Reichsdeputationshauptschluss 1803 werden genannt. Aus heutiger Sicht vermisst man jedoch in den Beschreibungen eine exaktere Fassung der Entwicklungsgeschichte des Baus, der nach dem Tod des letzten bischöflichen Bewohners 1810 vermietet und teilweise verwahrlost war, bevor im Jahr 1837 die Badische Gesellschaft für Zuckerfabrikation das Areal und die Gebäude um den Betrag von 22 670 Gulden vom Land Baden erwarb. Die Arbeiten und Änderungen dieser Zeit wurden in den Darstellungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts vernachlässigt.



Umbau zur Verwaltungszentrale der Zuckerfabrik

Unter der Ägide der Zuckerfabrik entstand nach 1920 der Wunsch, die Verwaltung im Hauptbau der Eremitage unterzubringen. Es hieß, dazu wolle man das Äußere des Baues in keiner Weise verändern, lediglich im Innern würden Veränderungen vorgenommen, die Zutaten neueren Datums entfernt und die ursprüngliche Gestalt der Räume wiederhergestellt.

Bereits im Jahr 1919 hatte sich der badische Konservator Ernst Wagner im Alter von 87 Jahren in den Ruhestand versetzen lassen. Als sein Nachfolger wurde zunächst Hans Rott benannt, dem aber die Einrichtung des badischen Landesmuseums in Karlsruhe als Aufgabe zugewiesen wurde. Seit dem Haushaltsplan 1920 sollte „im Interesse der Vereinfachung und Verbilligung der Staatsverwaltung die Durchführung der Pflege der weltlichen Baudenkmäler unter Leitung des Finanzministeriums den Bezirksbauinspektionen übertragen und die Stelle eines besonderen Konservators hierfür aufgehoben werden“. In diesem Zusammenhang vertrat die Finanzverwaltung die Ansicht, dass die Denkmalpflege „nicht zu den Staatsnotwendigkeiten“ gehöre. Der Umbauwunsch fiel damit in eine für die Denkmalpflege Badens schwierige Zeit. Die nun zuständige Ministerialbürokratie unter Ministerialdirektor Fritz Hirsch äußert sich zu dem Baugesuch nur in Bezug auf den geplanten Abriss der eisernen Baldachine und Verandakonstruktion aus dem Jahre 1783 negativ, ohne deren Zerstörung zu verhindern. Der Kenntnisstand aufgrund der Veröffentlichungen, die das Innere des Baus als mehrfach verändert darstellten, verhinderte den Blick auf die Baustruktur im Ganzen, sodass keine Bedenken für die wesentlichen Eingriffe im Inneren vorgetragen wurden. Eine denkmalfachliche Begleitung der Planungen wie auch der Bauausführung unter Leitung des in Waghäusel damals tätigen Architekten Josef Müller-Henneberg aus Neustadt an der Weinstraße fand daher nicht statt. Die Veränderungen der bis zum Jahr 1926 abgeschlossenen Umbaumaßnahmen bildeten im Wesentlichen die Grundlage für den Ausgang der Sanierung der Eremitage. Entgegen der Planungsabsicht wurde auch das Äußere verändert. Die schmiedeeiserne Veranda über dem Eingang wurde entfernt und die Außentreppe mit den beidseitig geschwungenen Läufen durch eine niedrige und einfache Treppenvorlage ersetzt. Eine neue steinerne Balkonanlage, die von zwei schlichten Säulen getragen wird, trat an die Stelle der verspielten Anlage des Jahres 1783 (Abb. 9). Die Fassade erhielt damit eine neue Gestaltung, die der Zeit entsprechend mit einem stark zementhaltigen Besenwurf ausgeführt wurde. In Verkennung des



komplexen ursprünglichen Raumgefüges im Zentrum des Baues wurde damals jeweils ein großer zentraler Raum geschaffen. Nur im Untergeschoss kann man heute die originale Anlage noch nachvollziehen. Im Erdgeschoss wurde im Eingangspavillon die Bodenebene abgesenkt, um hier ein großzügiges Entrée mit Anbindung an die neue Außentreppe zu schaffen. Dazu entfernte man im Innern die linksseitig liegende Treppe zum Obergeschoss. Im Zentralraum wurden die Wände auf das Format einer Rotunde ausgeglichen, wozu sowohl Vorlagen wie auch Abtragungen nötig waren. Eine geschwungene breite Steintreppe wurde im Bereich der nördlich gelegenen Zimmer eingefügt. Ab dem Obergeschoss brach man den zentralen Raum bis unter die Kuppel hinauf auf, wohl um für das damals noch vorhandene Gewölbefresko Marchinis ein würdigeres Umfeld und freien Blick zu schaffen. Dies geschah, obwohl Tillessen in seinen Ausführungen beschrieben hatte, dass die Details der Malerei auf einen nahen Standort des Betrachters ausgerichtet seien. Damit ging auch das Belvedere verloren, von dem aus die feindliche Generalität mit Fernrohren die Belagerung der Festung Philippsburg beobachtet hatte und dessen Ausblick sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei Besuchern noch großer Beliebtheit erfreute. Die gesamte zentrale Binnenstruktur der Ebene der Dachgeschosse mit den Seitenflügeln bzw. Pavillons, mit der zentralen Säule wie auch die geschwungene eingehaute Treppe, die zum Belvedere hinaufführte und dort durch ein Balustergeländer abgegrenzt war, verschwand. Die Ausstattung der Räume erfolgte in einer gediegenen, für die 1920er Jahre typischen handwerklichen Art. Die Geländer und Laternen des Entrées, die Treppe sowie die Türen, die geschliffenen Lampen, die Heizkörpergehäuse wie auch das Geländer der Empore, die in den nun großen oberen Zentralraum die Erschließung der Dach-

9 Eingang der Eremitage nach Umbau der 1920er Jahre.



10 Eingangsbereich der Eremitage im Stil des Art déco, Stadt Waghäusel.

11 Obergeschoss mit Rotunde im Stil des Art déco, Stadt Waghäusel.

geschosse der Pavillons ermöglicht, sind durch Art-déco-Elemente geprägt, die diesem, wenn auch massiven Umbau eine einheitliche Zeitschicht geben (Abb. 10; 11).

Der Brand von 1946 und die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts

Einen großen Einschnitt und Verlust im Bestand des zentralen Baus der Eremitage stellt ein Brand am 14. Januar 1946 dar, der, durch Fahrlässigkeit von Mitgliedern der amerikanischen Besatzung verursacht, den zentralen Innenraum, den Dachstuhl des gestuften Zeltdaches über dem Belvedere und damit auch das Fresko von Marchini zerstörte. Leider haben sich über das Ausmaß der Schäden wie auch über die Errichtung des neuen, nun nicht mehr gestuften Daches keine Dokumente erhalten. Das Empfinden über den Verlust scheint jedoch groß gewesen zu sein, da man sich nicht damit

begnügte, einen Ersatz für die Überdachung zu schaffen, sondern auch Ersatz für das verloren gegangene Kunstwerk. Trotz einer Erneuerung der Dachkonstruktion im Jahr 1960 fanden sich bei den Instandsetzungsarbeiten in den Jahren 2011/12 an der Mauerkrone Reste von bemalter Leinwand, die wohl das Innere der Konstruktion kaschierte, sowie eine Malschicht, die in Erinnerung an die verlorene Malerei Marchinis auf den Flächen des Tambours Motive des Eremitenhüttenthemas in grober Weise aufgriff (Abb. 12). Dieses Faktum war aus der Überlieferung nicht bekannt und stellt für die direkte Zeit nach dem Weltkrieg, in der vielerorts über Verluste identitätsstiftender Denkmale zu klagen war, eine Besonderheit dar. Wie lange dieses Remake bestand, war nicht mehr in Erfahrung zu bringen, da es vor Ort daran keine Erinnerung mehr gab.

Veränderungen und Bauunterhaltungsmaßnahmen in großen industriellen Betrieben entzogen sich in der Zeit des Wiederaufbaus und des wirtschaftlichen Aufschwungs der Nachkriegszeit meist dem Blick der Fachbehörden. Um 1960 wurde das zentrale Dach der Nachkriegszeit ersetzt, wobei man sich an die Gestalt des Vorgängers, eines einfachen flach geneigten Zeltdaches mit 16 Graten, hielt. Spätestens zu diesem Zeitpunkt entfielen die letzten der ursprünglich 16 Kaminköpfe, von denen Anfang des Jahrhunderts noch sechs erhalten waren. Bei dieser Sanierung wurden auch fast alle Fenster des Zentralbaus gegen horizontal zweigeteilte moderne Fenster ausgetauscht. Die Fassaden wurden ausgebessert und überarbeitet und zweifarbig rosefarben mit grauer Gliederung gefasst. Durch die Entwicklung der Industrieanlage wie auch durch die Rohstofflagerung, die den Blick auf die historischen Bauten der Eremitage von außen verstellte, verschwand bei der Fachwelt wie auch bei der Bevölkerung das Bewusstsein für dieses bedeutende Bauwerk des 18. Jahrhunderts. Und auch der ursprüngliche Bezug der Eremitage auf das Kapuzinerkloster war nicht mehr gegenwärtig.

Die Sanierung der Kavaliershäuser in den Jahren 1985 bis 1994

Obwohl Hans Rott in seinem Band der Kunstdenkmäler 1913 noch eine ganze Reihe der barocken Nebengebäude beschreiben konnte, ging dieser Bestand durch die Entwicklung der Fabrik hin zu einer großindustriellen Anlage verloren. Von den radial dem Zentralbau zugeordneten Kavaliershäusern musste um 1970 das nordwestliche einem Melassetank weichen, ohne dass die zuständigen Fachbehörden dagegen einschritten (Abb. 13). Die drei übrigen Kavaliershäuser wurden bis in die achtziger Jahre noch für Wohnzwecke genutzt,

verfielen jedoch durch mangelnden Bauunterhalt zusehends. Die Wende für die Bauten kam, als sich die Landessammlungen für Naturkunde als Mieter ins Spiel brachten. Die Leitung der Zuckerfabrik beauftragte ab der Mitte der achtziger Jahre die Architekten der Arbeitsgemeinschaft Eremitage, mit einer gründlichen Bestandserfassung und Bauforschung und der Instandsetzung unter Leitung von Uta Hassler. Bei der Umsetzung der Arbeiten wurde der vorgefundene Bestand repariert und gesichert, ohne dass rekonstruierend oder stilbereinigend in die Substanz eingegriffen wurde. So kann man heute die unterschiedlichsten Fenstertypen an den Bauten erkennen und auch im Innern gleichwertig belassene Zeitschichten der verschiedenen Bauphasen. Die notwendigen Eingriffe für die elektrische Ausstattung und Beleuchtung wurden größtenteils über Putz vollzogen, um den labilen Zustand der Substanz nicht weiter zu schwächen. Dem kam zugute, dass die Nutzung als Depot der Naturkundesammlungen nur eine geringe Anforderung an Installation und Sanitäranlagen erforderte. Bei der Bauforschung konnte die aus planerischen und archivalischen Dokumenten bekannte Erweiterung der ursprünglich quadratischen Baukörper auf die jetzt über die Ringmauer verdoppelte Länge belegt werden. Die Farbgebung des ersten Bauzustandes mit einer auf Putzschlämme aufgetragenen Bemalung roter Ziegelsteine, ähnlich den Befunden am Schloss Bruchsal, wurde hier ebenfalls nachgewiesen. Die Maßnahme, die damals durch hohe Beteiligung der Südzucker AG als Eigentümerin, der Stadt Waghäusel, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg wie auch der Denkmalförderung des Landes finanziert wurde, kann man als Wendepunkt der



Wertschätzung der Eremitage ansehen, die nun auch von der Öffentlichkeit verstärkt wahrgenommen wurde.

12 Überarbeitung des Deckenfreskos nach dem Brand 1946.

Die Sanierung des Hauptbaus der Eremitage von 2000 bis 2015

Nachdem die Stadt Waghäusel im Jahr 1997 das Areal erworben hatte, fanden zunächst Überlegungen zur städtebaulichen Planung statt, die aber unter wechselnden Zielvorgaben zur möglichen Nutzung litten. Dadurch wurde auch die Sanierung des zentralen Baus nur retardierend in Angriff genommen. Ähnlich wie bei der Umsetzung der Kavaliershäuser ging eine Bestandserfassung und eine bauhistorische Untersuchung den Arbeiten voraus.

Entgegen der reinen Bestandserhaltung der Kavaliershäuser wurde für den Hauptbau alsbald die Rekonstruktion des zentralen Daches zum Ziel gesetzt, um die charakteristische Bekrönung mit den



13 Abriss des vierten Kavaliershauses.



14 Sanierung des Hauptbaus mit Dacherneuerung.

sechzehn Kaminen sowie dem mansardenartig gebrochenen Zeltdach wieder zu inszenieren. Mit diesem Rekonstruktionswunsch ging auch eine Erneuerung der Fenster nach dem überlieferten Vorbild des 18. Jahrhunderts, die den Bau bis in das Jahr 1960 prägten, einher. Damit war klar, dass eine Neuinterpretation des Bestandes in das Zentrum der Überlegungen kam. Ein umfassendes Grundkonzept für die künftige Nutzung konnte im Rahmen der wechselnden Voraussetzungen des Umfeldes jedoch nicht ins Auge gefasst werden. Die restauratorischen Untersuchungen der Innenräume ergaben schnell, dass von den ursprünglichen Zuständen kaum zusammenhängende Befunde zu erwarten waren. Das Ziel für den Innenraum war, die Umbauphase der zwanziger Jahre mit ihrer handwerklich soliden Ausführung als prägend im Gesamtbild zu belassen. Für die Fassaden war zunächst der Erhalt des Zementputzes vorgesehen, was aber aufgrund sich großflächig ablösender Partien und des bauphysikalisch problematischen Verhältnisses zum Grundmauerwerk verworfen wurde.

Im ersten Schritt kam es zur Reparatur der Dächer der Seitenflügel bzw. Pavillonbauten, die sich bis auf wenige Reparatureingriffe als original erwiesen. Die Rekonstruktion der zentralen Dachkonstruktion wurde anhand des historischen Bildmaterials entwickelt und nach der Montage am Boden durch einen Kran als Ganzes an Ort und Stelle aufgesetzt (Abb. 14). Dabei kamen moderne Techniken zum Einsatz, ebenso wie bei den 16 Kaminköpfen, die teils als Fertigteile vorproduziert wurden. Auch das Material der zentralen Dachdeckung mit verzinnem Kupfer wich von dem

historischen Vorbild ab. Die Montage der Wetterfahne erfolgte ohne historische Bezugnahme einem modernen Vorschlag des Architekten.

Die Sanierung der Fassaden erbrachte Kenntnisse von der ursprünglichen Fassung, da man Fragmente der Backsteinbemalung auf der Putzschlämme darauf feststellen konnte. Die Neuverputzung erfolgte mit Kalkputz, auf dem die Farbe als Grundierung zur Vorsorge für eine gleichmäßige Alterung freskalo aufgetragen wurde, bevor man den abschließenden Anstrich ausführte. Als Grundlage für die Farbgebung diente das bereits bei der Sanierung der Kavalierebauten gefundene Konzept, das sich an Befunden der letzten Ausbaustufe orientierte. Überlegungen, die Backsteinbemalung zur Grundlage der Neufassung vorzugeben, wurden zugunsten der Einheitlichkeit der Anlage verworfen. Auch berücksichtigt die gewählte Fassung den Zustand nach den letzten Erweiterungen der Bauten. Bei den mit den Putzarbeiten einhergehenden Mauersanierungen wurden zwei gusseiserne Fallrohre des Abtritts im Obergeschoss aufgefunden, die die Entsorgung zur Fallgrube gewährleisten. Bei der Neufestlegung des ehemaligen Oberflächenniveaus, das notwendigerweise für die Fassadenarbeiten erfolgen musste, stieß man auf ein Kanalsystem, das den gesamten Bau als Drainage umzog (Abb. 15). Dies war anscheinend nötig, um die ausgedehnten tiefliegenden Keller dauerhaft trocken zu halten. Da sich in den Kanälen nach stärkerem Regen noch immer ein Wasserzufluss einstellte, verzichtete man auf die Zerstörung dieser Kanäle. Wo sie aber das neue Niveau tangierten, wurden die hochliegenden Teile zum Schutz mit Betonsteinen abgedeckt, die heute in der umgebenden Grünanlage sichtbar sind.

Während sich die zwanziger Jahre in der Außenansicht nur durch den Eingangsbereich mit den Stufen und dem steinernen von Säulen getrage-



15 Altes Kanalsystem um die Eremitage.

nen Balkon abzeichnen, wurde diese Phase bei der Innengestaltung die prägende Zeitschicht für das denkmalpflegerische Ziel, da sich die damaligen Änderungen als irreversibel erwiesen. Einen der wesentlichen Eingriffe bei der Innensanierung verursachte die Herstellung der Barrierefreiheit, für die ein Aufzug für die Hauptgeschosse sowie ein neuer Zugang mit Treppenliftanlage eingebaut wurden. Das Entrée mit den Glaslaternen, die Haupttreppe, die geschliffenen Hängeleuchter sowie die Ausgestaltung des großen Zentralraums mit der Empore, den Einhausungen der Heizkörper sowie alle Türen blieben entsprechend der Umgestaltung zur Verwaltungszentrale bestehen. Die neue in Trockenbauweise gebaute Kuppel wurde, um eine größere Raumtiefe vorzugeben, abschattiert, jedoch so zurückhaltend, dass eine Projektion des verlorenen Freskos von Marchini zukünftig möglich ist. Die Spuren der Rekonstruktionsbemalung im Bereich des Tambours sind reversibel abgedeckt und nur ein Gewände der Fenster des ehemaligen Belvederes zeigt die ursprüngliche Farbgebung Marchinis. Das Farbgebungskonzept des gesamten Innenbereichs orientiert sich an der durch Befunde gesicherten intensiven Fassung der 1920er Jahre, das insbesondere mit den tiefblauen Gängen im Bereich des Dachgeschosses der Seitenflügel überraschend war. Nur der Gelbton im zentralen Bereich wurde in seiner Intensität gemildert, was der Überschneidung mit den Befundfenstern geschuldet ist. Der bedeutendste Befund liegt im Vorraum zum heutigen Trauzimmer. Hier konnte ein größeres Fragment der ursprünglichen Raumbemalung freigelegt werden, was mit der Überlieferung, das 1729 der Maler Stöcklin „im unteren Stockwerk des hochfürstlichen mittleren Baues dahier zu Waghäusel auf rinden Art verfertigt“ hat, in Verbindung zu bringen ist (Abb. 16). Neben diesem Befund zeigen andere „historische Fenster“ Ofennischen in den ehemaligen Wohnräumen, den Befund einer Fassadenfassung der ersten Baustufe des Zentralbaus, Dekormalereien sowie kleine Reste von Stuck. Auch die Funde von Fassungen des 19. Jahrhunderts wie auch im ehemaligen Direktionszimmer im Obergeschoss um den großen Tresor Tapeten der sechziger Jahre aus der Zeit der Zuckerfabrik. Die Befunde verdienen allerdings eine über diesen Rahmen hinausgehende Darstellung.

Als im Untergeschoss ein vermauerter Raum unter dem umgebauten Entrée geöffnet wurde, um die Konstruktionssicherheit der Umbauphase zu überprüfen, konnten neben dem verschütteten Lauf der originalen Treppe eine ganze Reihe von Ausstattungsfragmenten geborgen werden, die bezeugen, dass um 1924 der Bau noch einige Ausstattungsteile der fürstbischöflichen Zeit besaß. Dieser Bereich konnte durch eine moderne ad-



16 Barocke Malerei im Erdgeschoss.

ditiv Treppe im Keller für Führungen zugänglich gemacht werden. Neben dieser Erkenntnis wurde bei der Instandsetzung der Böden der Dachgeschossräume in den Seitenflügeln die überraschende dendrochronologische Datierung auf die Jahre 1780/82 festgestellt. Dieser Umstand ist für die Baugeschichte der Eremitage interessant, da die Erweiterung bisher unter Fürstbischof Franz Christoph von Hutten und seinem Architekten Johann Balthasar Neumann im Jahr 1747 angenommen wurde, die aber erst unter Damian August von Limburg-Stirum abgeschlossen oder wesentlich umgebaut bzw. fertiggestellt worden zu sein scheint. Für die Baugeschichte der Eremitage eröffnen sich durch die Ergebnisse der letzten Renovierung weitere Fragen, für die sich archivalische Recherchen durchaus lohnen dürften.

Die umfassende Sanierung des Hauptbaus der Eremitage konnte mit dem Entschluss der Stadt Waghäusel, hier ein kulturelles Zentrum für die Öffentlichkeit zu errichten, mit einem überzeugenden Ergebnis abgeschlossen werden, das durch die überdurchschnittliche Förderung aus Mitteln der Städtebauförderung des Landes ermöglicht wurde.

Zeugnisse vom luxuriösen Inventar und der Ausstattung der Eremitage

Nicht nur die bauhistorischen Befunde zeugen von der qualitätvollen und zum Teil luxuriösen Ausstattung der Eremitage unter den Fürstbischöfen, sondern auch die einzelnen kostbaren Fundstücke, die bei der Sanierung im Keller und vor allem in den verfüllten ehemaligen Latrinen entdeckt wurden. Letztere dienten dabei auch oft zur Müllentsorgung, wodurch sich unter anderem Reste von zerbrochenem Inventar erhielten. Demnach waren die Räume mit weißen Kachelöfen und Stuckdecken ausgestattet. Gespeist wurde nach den Regeln des höfischen Zeremoniells entsprechend fürstlich repräsentativ und vornehm unter ande-

Glossar

Eremitage

Begriff abgeleitet von Eremit und französischer Abstammung, bedeutet Rückzugsort.

Tambour

Bezeichnet ein vertikales Architekturelement mit einem meist runden Querschnitt, das als Zwischenglied eines Baukörpers und dessen aus einer Kuppel oder einem Klostergewölbe bestehenden Dach fungiert.

Fayence

Glasierte Irdenware, dessen Scherben mit weißer Glasur überzogen und meist mit blauer Farbe bemalt ist.

17 Vitrine im Themenraum Eremitage mit ehemaligem Inventar der Eremitage.

rem von Geschirr aus der Frühzeit des Meißner Porzellans oder von Straßburger Fayence, sogar Geschirr aus Davenport in England wurde importiert und Wein in böhmischen Kristallgläsern gereicht. Darüber hinaus war es weder zu aufwendig Mineralwasser in Steinzeugflaschen aus dem Kurfürstentum Trier zu transportieren noch frische Austern von der Nordsee oder dem Mittelmeer heranzuschaffen, um nur einige Beispiele zu nennen (Abb. 17).

Diese und noch mehr Objekte sind im Museum im Obergeschoss der Eremitage zu sehen, das im Januar 2020 eröffnet wurde. Die vier Themenräumen mit der Geschichte der Eremitage, der Ära der Zuckerfabrik, der Badischen Revolution von 1848/49 mit der letzten Schlacht bei Waghäusel und dem benachbarten Naturschutzgebiet mit ornithologischen Raritäten wie den seltenen Purpurreihern laden nun zu einem Rundgang durch die überregional bedeutsame Kulturgeschichte des Ortes ein (Abb. 18).

Ausblick

Die Sanierung und Denkmalerhaltung eines Ensembles dieser Größenordnung stellt eine Stadt vor große Herausforderungen. Sie ist aber nicht nur für das kulturelle Leben einer Stadt sehr bereichernd, sondern im Bewusstsein der Bevölkerung mehr als identitätsstiftend und damit ein nachhaltiger Gewinn für die ganze Region.

18 Luftbild der Eremitageanlage mit Park und Umgebung 2019.



Literatur

Uta Hassler: Die Eremitage Waghäusel – Jagdschloss, Zuckersilos und ausgestopfte Löwen, Stuttgart 1994.
Uta Hassler: Die Baupolitik des Kardinals Damian Hugo von Schönborn, Mainz 1985.
Hans Rott: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bruchsal (Kreis Karlsruhe), Tübingen 1913.
Rudolf Tillessen: Die Eremitage zu Waghäusel, ein Beitrag zur Geschichte der Eremitage, Mannheim 1909.

Praktischer Hinweis

Das neue Museum in der Eremitage ist regulär am letzten Sonntag im Monat von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Weitere Information gibt es auf der Homepage der Stadt Waghäusel unter www.waghäusel-eremitage.de

Dr. Antje Gillich
Stadt Waghäusel, SG Kultur und Museum
Gymnasiumstraße 1
68753 Waghäusel

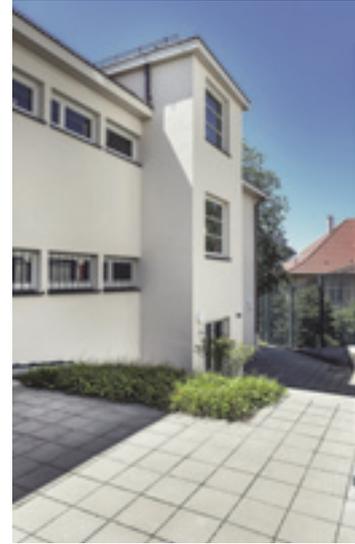
Dr. Johannes Wilhelm
Landeskonservator a. D.
Magdeburger Straße 38
76139 Karlsruhe

Das Wohnhaus Kamm von Richard Döcker

Eine baubegleitende Spurensuche

Richard Döcker erbaute 1932/33 ein Einfamilienhaus für den Kraftfahrzeugingenieur Wunibald Kamm auf der Stuttgarter Gänsheide in unmittelbarer Nachbarschaft der Villa Reitzenstein, die seit 1925 das Staatsministerium beherbergt. Das heute ebenfalls durch das Staatsministerium genutzte Kamm-sche Wohngebäude wurde 2019/20 in Zusammenhang mit den Sanierungs- und Erweiterungsmaßnahmen der Villa Reitzenstein instandgesetzt. Die Vorbereitung und Umsetzung der erforderlichen Maßnahmen führte zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der spannenden Entstehungsgeschichte des auf den ersten Blick wenig spektakulären Hauses.

Martina Knudsen/Angelika Reiff/Susanne Teltschik



Der Entwurf – ein Statement für das Neue Bauen

Für das Bauvorhaben hatten sich zwei innovative Köpfe gefunden, die mit Leidenschaft und Kreativität ihre Ziele verfolgten: Der promovierte Regierungsbaumeister Richard Döcker engagierte sich mit seinen Bauten und Publikationen für den Aufbruch in die Architekturmoderne. Professor Wunibald Kamm hatte als Leiter des Lehrstuhls für Kraftfahrzeugwesen und als Gründer des Forschungsinstituts für Kraftfahrwesen und Fahrzeugmotoren (FKFS) den Grundstein für die wissenschaftliche Erforschung der Fahrzeug- und Motorentechnik gelegt. Sein Wohnhaus auf der oberen Gänsheide sollte Impulse für die Wohnhausarchitektur und für die Stadtentwicklung an den Stuttgarter Hanglagen geben. Döcker entwarf in der Architekturauffassung des Neuen Bauens einen kubischen Putzbau mit klar gegliederter Raum-

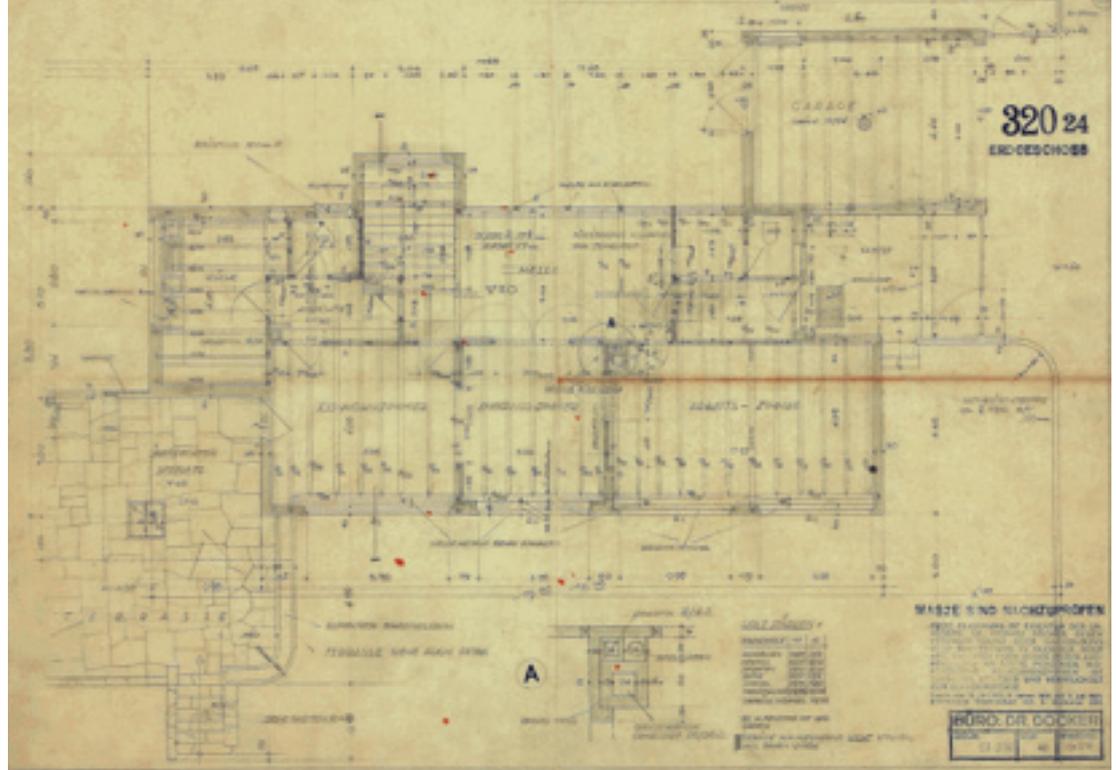
struktur und südwestlich angeordneten Eckterrassen, die dem Sonnenbaden dienen und die Geschlossenheit des Gebäudes an der Südwestecke bewusst aufbrechen (Abb. 1). Der Wohnraum, das Arbeits- und Empfangszimmer des Hausherrn im Erdgeschoss sowie die Kinder- und das Schlafzimmer im Obergeschoss ordnete er nach Süden zur gartenseitigen Hanglage an (Abb. 2). Im Untergeschoss brachte er eine Werkstatt und ein Kinder-spielzimmer unter.

Der klar definierte Baukörper sollte selbstverständlich eine ruhige horizontale Begrenzung durch ein Flachdach erhalten, dessen Erschließung Döcker über das an der Nordseite turmartig vorstehende Treppenhaus konzipierte. Seiner Überzeugung zufolge würde der flache Dachabschluss nicht nur dem innovativen Wohnbau Rechnung tragen, sondern auch die Schönheit der Hänge und Hügel in Stuttgart steigern. Mit dieser Entwurfsidee stellten sich Bauherr und Architekt gegen die bestehenden

1 Die Terrassen zum Sonnenbaden brechen den kubischen Baukörper an der Südwestecke auf.



2 Kennzeichnend für Döckers Entwurf ist die klare in zwei Längszonen gegliederte Grundrissstruktur.



Bauvorschriften. Diese beruhen auf dem seit 1930 gültigen Bebauungsplan für das als Landhausviertel ausgewiesene Gebiet Sandberger-, Gröber-, Richard-Wagner-Straße, Steingrubenweg und Pischekstraße, der durch Sondervorschriften, den sogenannten Anbauvorschriften vom 26. Juli 1930, 20. September 1930 und 6. Dezember 1930 ergänzt wurde. Neubauten durften gemäß der Sondervorschrift 1 in diesem Gebiet nur mit allseitig abgewalmten Dächern mit einer Neigung zwischen 35 und 45 Grad ausgeführt werden und gemäß der Sondervorschrift 2 waren größere Dachaufbauten nicht gestattet.

Nicht nur mit seinem Entwurf für das Haus auf der Gänshöhe, sondern auch mit seinem Beitrag „Stuttgart – die schöne moderne Stadt“ in der Zeitschrift „Die neue Stadt“ wandte sich Richard Döcker gegen diese Vorgaben: „Allein schon diesen beiden gesetzlichen Vorschriften verdankt Stuttgart mit die Verschandelung des baulichen Stadtbildes der Hänge und die beispiellose Verworrenheit der Architektur dieser Alltags- und Hanghäuser.“

Das lange Ringen um die Dachform

Im Sommer 1932 reichten Wunibald Kamm und Richard Döcker das Baugesuch für die Erstellung des Einfamilienhauses in der Gröberstraße als Flachdachbau ein. Auf einer zusätzlichen Ansichtszeichnung stellte Döcker zwei den Anbauvorschriften entgegenkommende Varianten mit Steildach dar, welche die negative Auswirkung auf die Gestaltung verdeutlichen sollten. In einem beigefügten Schreiben untermauerte er die ästhetische Notwendigkeit des Flachdachabschlusses: „Infolge des nicht rechtwinkligen Grundrisses und mit Rücksicht auf die Wünsche des Bauherrn von seinem Dach als Dachgarten sowie als Plattform-

dach für Aussicht auch nach Norden ergab sich die Lösung der äußeren Erscheinung ohne Dach.“ Eine monatelange Auseinandersetzung um die Dachgestaltung mit den zuständigen Ämtern, dem Gemeinderat sowie mit Baubürgermeister Dr. Daniel Sigloch begann. Die Hoffnung auf das Verständnis des Baubürgermeisters war sicherlich begründet, da Sigloch sich im Rahmen vieler städtischer Baumaßnahmen und mit der Initiative zur Ausstellung „Die Wohnung“ des Deutschen Werkbundes am Weißenhof den Ideen des Neuen Bauens aufgeschlossen gezeigt hatte.

In ihren Stellungnahmen zum Bauantrag beharrten die städtischen Ämter auf der vorgeschriebenen Walmdachlösung. Von Bedeutung für die Ablehnung des Flachdachs erwies sich die Haltung des im Rahmen der Nachbarvernehmung gehörten Architekten Emil Weippert. Dieser verknüpfte seine Zustimmung für eine flache Dachausbildung mit dem Ansinnen, dass die „von uns von Anfang an bekämpften besonderen Vorschriften bezgl. der Dachausbildung wieder aufgehoben würden. Erfolgt diese Aufhebung jedoch nicht, müssen wir gegen einseitige Zulassung eines Flachdachs Einsprache erheben, weil uns der Neubau Friedrich Payerstr. 1 vor Kurzem auch nicht mit dem beabsichtigten Flachdach genehmigt worden ist“.

Den Anforderungen zum Bauantrag leisteten Bauherr und Architekt daraufhin mit korrigierten Plänen Folge, für die sie im September 1932 eine Baugenehmigung erhielten. Sie rangen jedoch weiterhin mit den Behörden um eine Befreiung von den Vorgaben oder um das von Weippert geforderte Aufheben der Sondervorschriften. Döcker verwies in einem weiteren Schreiben auf die Behinderung seiner architektonischen Arbeit durch die Vorschriften, da mit der Forderung eines regelmäßigen Walmdachs auch eine rechteckige Grundriss-

form verbunden war, die er „als einzige von Tausend Lösungen der Umrisssform“ ansah. Diese Beugung lehnte er „organisatorisch, technisch wie künstlerisch“ ab. Er bat um Gelegenheit, seine favorisierte Flachdachausbildung sowie zumindest seine abgewandelte Steildachvariante noch einmal zu erläutern, „um einen Weg zu finden, dass dem nach der Genehmigung zu einem unschönen und unverständlichen Gebilde werdenden Einfamilienhaus eine befriedigende äußere Gesamterscheinung gegeben werden könnte ...“. In den Gemeinderatsberatungen siegte immer wieder die Auffassung, „dass trotz der Qualität des Architekten gleiches Recht für alle herrschen müsse, und dass man nicht einem Architekten etwas zu lassen dürfe, das man einem anderen erst kurz zuvor verboten habe. Die Architektenschaft sei es ja auch gewesen, die diese Vorschriften für die Bebauung der einzelnen Stadtgebiete veranlasst habe, denn auf ihre Vorstöße in der Presse hin habe man versucht, Einheitlichkeit in die Bebauung zu bringen.“ Dennoch veranlasste der Rat eine erneute Prüfung auf eine Befreiung von den Sondervorschriften. Da eine nochmalige Anhörung von Architekt Weippert erfolglos blieb, beschloss der Gemeinderat in einer nicht öffentlichen Sitzung am 23. Dezember 1932, dass sowohl eine Befreiung von den Vorschriften als auch der Antrag, die Anbausatzung zu ändern, abgelehnt werden. Das Walmdach könnte jedoch mit abgeflachter Neigung von 30 Grad ausgeführt werden.

Wider die „Anarchie im Baupolizeiwesen“

Döcker und Kamm gaben nicht auf. In einem Schreiben wandte sich Döcker erneut an Baubürgermeister Sigloch. Er schlug unter anderem vor, Gutachten von Paul Bonatz, Hans Poelzig oder Walter Gropius vorzulegen, die seine Ansicht unterstützten.

Sigloch warf Döcker vor, von vorneherein keinerlei Rücksicht auf die baurechtlichen Vorgaben genommen zu haben. Er bot aber an, nach Fertigstellung der Umfassungswände mithilfe eines Latengerüsts, das die Silhouette des verlangten 30- bis 40-Grad-Daches darstellen sollte, die Situation von der Pischekstraße aus zu betrachten und abschließend zu beurteilen. Wenige Tage vor der Besichtigung ersuchte die auf Anregung des Kunstmalers Eugen Schön 1901 gegründete Gänsheide-Vereinigung, welche ihrer Ansicht nach „die Belange einer schönen Bebauung mitzuvertreten hat“, das Stadterweiterungsamt, keine Genehmigung zur Abweichung von der vorgeschriebenen Dachform zu erteilen. Die Besichtigung der Baustelle, an der mehrere Vertreter der Bauabteilung teilnahmen, fand im März 1933 statt. Bürger-



meister Sigloch stellte nach entsprechender Diskussion aufgrund der mehrheitlich vertretenen Ansicht fest, dass eine Befreiung von den bestehenden Anbauvorschriften nicht zu empfehlen ist, da ein Flachdach störend wirken und das Steildach dagegen sich sehr gut in die Umgebung einfügen würde. Dieser Einschätzung schloss sich der Gemeinderat an. Döcker reagierte auf die Entscheidung erneut mit einem Schreiben und verwies auf die Unmöglichkeit, auf den geplanten Grundriss ein Steildach zu setzen. Der Gemeinderat überließ es dem Baupolizeiamt, Döcker darzulegen, dass es in erster Linie die Pflicht des Architekten sei, die gesetzlichen Bestimmungen in Einklang mit den Wünschen des Bauherrn zu bringen. „Es würde geradezu die Anarchie im Baupolizeiwesen bedeuten, die von Ihnen selbst als Führer des B.-D. A. oft genug in der Öffentlichkeit bekämpft worden ist“. Das Walmdach wurde daraufhin mit einer Neigung von 30 Grad aufgerichtet. Der Traufrand mit innenliegender Rinne lässt aus bestimmten Perspektiven das Gebäude wie einen Flachdachbau wirken (Abb. 3). Im Dachgeschoss erinnert der entsprechend des Flachdachentwurfs im Rahmen des Rohbaus ausgeführte Treppenturm ebenfalls an das Ringen um die richtige Dachform (Abb. 4).

Wunibald Kamm bewohnte mit seiner Familie das Einfamilienhaus, bis er 1944 aufgrund der Bombenangriffe nach Kirchheim/Teck, dem Hauptverlagerungsort seines Forschungsinstituts, umzog. Nach Kriegsende wurde Kamm als einer der führenden deutschen Wissenschaftler zu Forschungs-

3 Der Traufrand mit innenliegender Rinne erinnert an einen Flachdachabschluss und er täuscht an der Hangseite Döckers gewünschten Dachabschluss vor.

4 Der innerhalb der Bauzeit ausgeführte Treppenturm im Dachraum veranschaulicht das erbitterte Ringen um den Flachdachabschluss.



5 Die helle, leicht gelbrötlich getönte Fassung der Außenfassade in Verbindung mit einem hellen Fensteranstrich, schwarz lackierten Fensterbänken und schwarzen Gittern bestimmt das Farbkonzept.

arbeiten für die US-Army verpflichtet und in die USA geholt. 1945 nutzte zunächst die französische Besatzungsmacht das leerstehende Wohnhaus, danach übernahm es die amerikanische Militärregierung und setzte es in Ergänzung zur ebenfalls besetzten Villa Reitzenstein für hohe Offiziere in stand. 1958 erhielt Wunibald Kamm das Gebäude zurück. 1980 verkauften die Erben das Haus dem Land zur Nutzung durch das Staatsministerium.

Die Rückgewinnung der bauzeitlichen Farbgestaltung

Der Vergleich des Bestandes mit den Bau- und Werkplänen des Baurechtsamts sowie des Döcker-Nachlasses im Deutschen Architekturmuseum (DAM) in Frankfurt am Main zeigte, dass die Grundriss- und Raumstruktur sowie ein beachtlicher Teil der Ausstattung des Einfamilienhauses trotz seiner Nutzungsgeschichte und mehreren Modernisierungskampagnen weitgehend unverändert erhalten geblieben war. Die Befunde zu den Wand- und Deckenoberflächen verbargen sich jedoch unter jüngeren Beschichtungen und Anstrichen. Mit dem gemeinsam getragenen denkmal-

fachlichen Ziel, den bauzeitlichen Bestand im Rahmen der Sanierungsarbeiten zu sichern und das Erscheinungsbild weitestgehend wiederherzustellen, erfolgte zunächst eine grundlegende Bestandsanalyse.

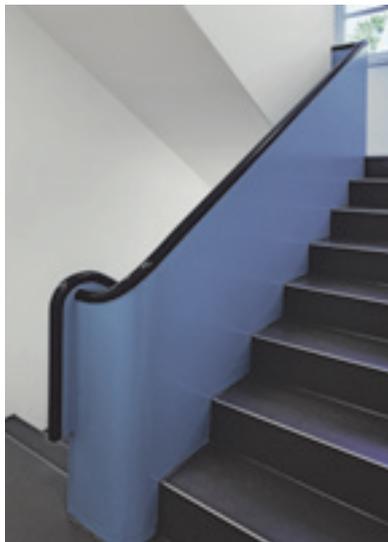
In einer umfassenden Untersuchung durch die Restauratorin Dr. Julia Feldtkeller wurden die Bauphasen der Innenausstattung ermittelt und die Technologie, die Materialien und die Farbgebung der bauzeitlichen Oberflächen erfasst. Ihrer Analyse nach hatte Döcker die Außenfassaden des lang gestreckten Putzbaus mit einem hellen, leicht gelbrötlich getönten Anstrich versehen. Die Betonelemente zur Einfassung der Terrassen des Gebäudes setzte er bewusst durch die bis heute materialsichtige, gestockte Oberfläche ab. Ein bauzeitlich heller Anstrich konnte für die Fenster ermittelt werden. Schwarz lackierte Fensterbänke und schwarze Beschichtung der noch erhaltenen Fenstergitter sowie des Balkongitters zur Straßenseite ergänzten das Farbkonzept. (Abb. 5)

Decken und Wände der Innenräume waren flächig glatt verputzt; der bauzeitliche Putz war allerdings nur teilweise nachweisbar. Im Elternschlafzimmer und in den Kinderzimmern des Obergeschosses konnten noch Hinweise auf Tapeten entdeckt werden. Sowohl die Schiebetüren zwischen den Repräsentationsräumen als auch die einfachen stumpf einschlagenden Drehtüren, teilweise mit Verglasungen aus Riffelglas, sind erhalten. Ein charakteristisches Detail der Türen sind die abgeschrägten Seitenteile der Holzzargen. Diese Schräge wird in den massiven Holzsockelleisten wieder aufgenommen. Die Holzteile waren mit Ausnahme der Türblätter zum Flur mit einer Ölfarbe in gebrochenem Weiß gestrichen. Ein wichtiges raumbildendes Element stellt die Treppe dar. Sie wurde in Holz mit flankierenden Wänden, geschlossenen Brüstungsfeldern aus Holzplatten und rundem Handlauf ausgeführt.

Dem hellen, warmen Gelb des Außenbaus setzte der Architekt im Innern ein kräftiges Blau entge-



6 Das gezielt eingesetzte kräftige Blau prägt die Raumwirkung im Innern.



gen, das an den Wänden und Brüstungen der Treppe und an den Türblättern die Flurzone, die so genannte Vorhalle, akzentuiert (Abb. 6). Der blaue Farbton des Geländers wurde durch eine schwarze Handlauffassung gerahmt (Abb. 7; 8). An den bauzeitlichen Küchenmöbeln sowie bei Einbau- und Garderobenschrank ist eine zweifarbige Fassung nachweisbar. Von den in der Erstfassung hellgrauen Korpusen der Schränke setzten sich die Türen mit einem abgetönten weißen Ölstrich ab (Abb. 9; 10).

Die Bodenbeläge in Flur und Küche sowie in den Nassräumen aus Solnhofener Plattenkalk beziehungsweise Feinsteinzeugfliesen sind größtenteils erhalten und wurden im Rahmen der Maßnahmen gereinigt und restauriert. Einen Hinweis auf den Bodenbelag in den Wohn- und Repräsentationsräumen gab das unter dem bauzeitlichen Einbauschränk im Arbeitszimmer entdeckte Linoleum, das eine helle, bräunliche Grundfarbe mit einer Marmorierung in Schwarz und Braun aufwies. Als Unterboden diente ein dünner Gussasphalt, der sich durch das gesamte Erdgeschoss zieht. Zusätzlich lassen die geringen Aufbauhöhen im Treppenbereich auf eine großflächige Verlegung von Linoleum schließen.

Im Rahmen der Instandsetzung des Gebäudes wurden die überlieferte Ausstattung erhalten und die bauzeitliche Farbigkeit innen und außen wieder aufgenommen. Die genauen Farbtöne wurden in enger Zusammenarbeit zwischen der Vermögen- und Bauverwaltung, der Denkmalpflege und der Restauratorin bemustert und ausgewählt.

Die innovative Bautechnik bleibt nachvollziehbar

Im Zuge des Rückbaus jüngerer Einbauten konnten baubegleitend auch Erkenntnisse über Bauweise und Bautechnik gewonnen werden. Das Gebäude besteht aus einem massiven Keller aus

Einkornbeton, auf dem eine für die Bauzeit fortschrittliche Fertigteildecke, eine so genannte „Rapid-Decke“ liegt, die aus circa 12 x 22 cm großen Stahlbetondoppel-T-Trägern besteht und dicht nebeneinander ohne Fuge verlegt wurde. Auffällig an der Decke ist die Spannrichtung, die entgegen der ursprünglichen Annahme längs des Gebäudes verläuft, sodass die Südfassade „frei“ vor der Decke stehen konnte. Diese Konstruktion ermöglichte eine innovative Besonderheit des Gebäudes: Die Fenster des großen Arbeitszimmers im Erdgeschoss konnten ursprünglich komplett geöffnet werden, indem sie hinter der Fassade nach unten ins Untergeschoss geschoben wurden. Erd- und Obergeschoss sind in einer Mischbauweise aus Beton, Bimsstein und Fachwerk erbaut, für lange Fensterbänder wurden Stahlträger eingesetzt. Das Erdgeschoss schließt eine in Querrichtung gespannte Holzbalkendecke ab. Auch hier ist vor der Südfassade ein Längsbalken zur Freistellung der Fassade eingebaut. So konnte das Empfangszimmer ebenfalls ein verschiebbares Fenster erhalten, das aber nicht nach unten versenkt, sondern nach oben ins Obergeschoss geschoben werden konnte.

Auf dem Originalplan von Richard Döcker „Versenkenfenster im Arbeitszimmer“ ist diese innovative Technik mit Kurbel und Flaschenzug auch im Detail dargestellt. Döcker nahm eine Idee Mies van der Rohe auf, der teils in das Kellergeschoss versenkbare Fenster sowohl beim Haus Tugendhat (1928–30) im tschechischen Brünn als auch in den zwischen 1927 und 1930 für die Krefelder Seidenfabrikanten Hermann Lange und Dr. Esters errichteten Wohnhäusern eingebaut hatte. Wie in der Biografie über Wunibald Kamm angeführt, beteiligte sich der Kraftfahrtechniker an der Planung für die Haustechnik und insbesondere an der Detailkonzeption der komplett versenkbaren Fenster, die den Innen- mit dem Außenraum verschmelzen ließen. Diese Schiebefenster waren nicht mehr

7–8 Die Treppe dominiert mit der wieder flächig blau gefassten Brustung und der schwarzen Handlauffassung die Vorhalle.

9–10 Trotz wechselnder Nutzung dokumentieren erhaltene Schrank- und Küchenelemente bis heute die bauzeitliche Ausstattung.



11–12 Die Schiebefensterkonstruktion konnte im Rahmen der Arbeiten an dem verborgenen, im Rahmen der Maßnahmen erhaltenen Fensterkasten nachvollzogen werden.

überliefert. Ihre Konstruktion konnte jedoch an dem unter der bauzeitlichen Fensterbank verborgenen Fensterkasten nachvollzogen werden. (Abb. 11; 12) Im Zuge der Maßnahmen wurde dieses Element beibehalten und abgedichtet. Die Schiebefenstertechnik konnte nicht mehr hergestellt werden. Döckers detaillierte Werkzeichnungen ermöglichten jedoch die Orientierung an der ursprünglichen Gestaltung. Mit aktuell angepasstem U-Wert konnten die neuen Fenster in ihren ursprünglichen Maßen und Proportionen nachgebaut werden. Die noch bauzeitlichen Fenster an der Nordseite wurden instandgesetzt. Die Holzfensterbänke wurden teilweise restauriert, teilweise wieder ergänzt. Die mittlerweile vorgesetzten Rollladenkästen wurden abgenommen und in ursprünglich geplanter Konstruktion, allerdings gedämmt und abgedichtet, neu gebaut.

Das von Döcker lang bekämpfte Walmdach, als traditionelles Holztragwerk mit Biberschwanzdeckung ausgeführt, wies kaum Schäden auf. Die Schadstoffbelastung erforderte den Austausch der Dachlatten, verbunden mit der Umdeckung des Daches. Bis auf einzelne Biberschwanzziegel konnten die bauzeitlichen Ziegel wieder Verwendung finden. Das aussagekräftige Gestaltungselement von Döcker, der auskragende Traufkasten mit innenliegender Rinne, musste aufgrund nicht reparabler Schäden in Orientierung am Original erneuert werden.

Im Außenbereich wurde die Terrasse mit den am Hang abgetreppten, mit Natursteinmauern abgefangenen Pflanzbereichen mit alten und neuen Natursteinen neu aufgebaut (Abb. 13).

Der überlieferte Bestand des Wohnhauses Kamm blieb im Rahmen der Sanierungsarbeiten weitgehend gewahrt. Mit wenigen Eingriffen in jüngere Überformungen konnte die bauzeitliche Innenraumgestaltung zurückgewonnen werden. Auch in einem weiteren Punkt wurde Richard Döcker Rechnung getragen. In einem Brief an das Baupolizeiamt hatte er im Oktober 1932 voller Bitterkeit geschrieben: „Ich muss als Architekt von mir aus die Verantwortung für eine solche Gestaltung des Hauses Prof. Dr. Kamm ablehnen. Es ist leider nicht möglich, dem Vorübergehenden und Besucher dies mitzuteilen oder später an dem Gebäude anzuschreiben. Es sei denn, dass man eine Tafel an-

bringen würde, des Inhalts, dass diese Dachform auf diesem Haus von der Baubehörde so verlangt worden sei, der Architekt hiermit aber nicht nur nichts zu tun habe, sondern etwas anderes geplant hätte.“ Dieser Äußerung kommt die Vermögen- und Bauverwaltung zum Abschluss der Arbeiten nach: Im Gebäudeinnern werden zukünftig ein Modell seines erwünschten Entwurfs und eine Tafel über die Hausgeschichte berichten.

Literatur und Quellen

Julia Feldtkeller: Fassaden und Innenräume, Bestandsaufnahme und restauratorische Untersuchung von Putz und Fassungen, Mai 2017.

Jürgen Potthof/Ingobert C. Schmid/Wunibald I. E. Kamm: Wegbereiter der modernen Kraftfahrttechnik, Berlin/Heidelberg 2012.

Richard Döcker: Stuttgart – die schöne und moderne Stadt in Die neue Stadt (1.–5. Jahrgang: Das neue Frankfurt): Internationale Monatszeitschrift für architektonische Planung und städtische Kultur, Frankfurt a. M., 6. Jahrgang 1933, S. 239.

Bauakten zum Wohnhaus Kamm, Gröberstraße 20 in Stuttgart-Ost,

Bau- und Werkpläne im Nachlass Richard Döckers im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt.

Martina Knudsen

Vermögen und Bau Baden-Württemberg
Amt Stuttgart
Ossietskyst.3
70174 Stuttgart

Susanne Teltschik

Vermögen und Bau Baden-Württemberg
Amt Stuttgart
Ossietskyst.3
70174 Stuttgart

Angelika Reiff

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

13 Die mit Natursteinmauern abgefangenen Pflanzbereiche und die Außentreppe der Erdgeschoss-terrasse wurden mit alten und neuen Natursteinen neu ver-
setzt.



Die Edelsteinschleiferei Wintermantel

Einzigartiges Zeugnis des Gewerbes, das Waldkirch von 1450 bis 1800 prägte

Idar-Oberstein gilt als Zentrum der deutschen Edelsteinschleiferei. Ausgebildet wird heute an computergesteuerten Maschinen. Ursprünglich arbeiteten die „Ballierer“ an durch Wasserkraft betriebenen Schleifrädern. Für Idar-Oberstein ist die technik- und wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung des Gewerbes im „Deutschen Edelsteinmuseum“ und in der für die museale Nutzung teilrekonstruierten „historischen Weiherschleife“ touristisch gut aufbereitet. Der Ursprung des Gewerbes lag im Breisgau. Vom Spätmittelalter bis zur Auflösung des Alten Reichs 1806 förderte das Haus Habsburg das Traditionsgewerbe in Freiburg und Waldkirch durch Privilegien. Während sonst überall die Schleifmühlen verfielen und abgebrochen wurden, versank die Edelsteinschleiferei Wintermantel in den 1970er Jahren gewissermaßen in einen Dornröschenschlaf und ist heute das letzte bekannte in situ erhaltene Zeugnis einer durch Wasserkraft angetriebenen Schleifwerkstatt, deren bauliche Anlagen noch die vollständige technische, für den Produktionsprozess notwendige Ausstattung samt Werkzeugen beherbergen.

Folkhard Cremer

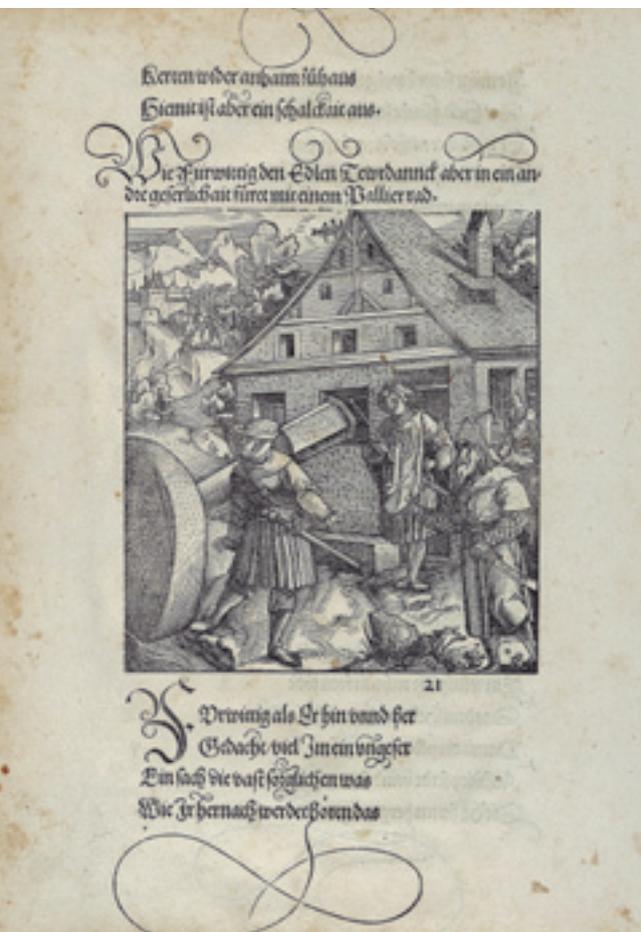


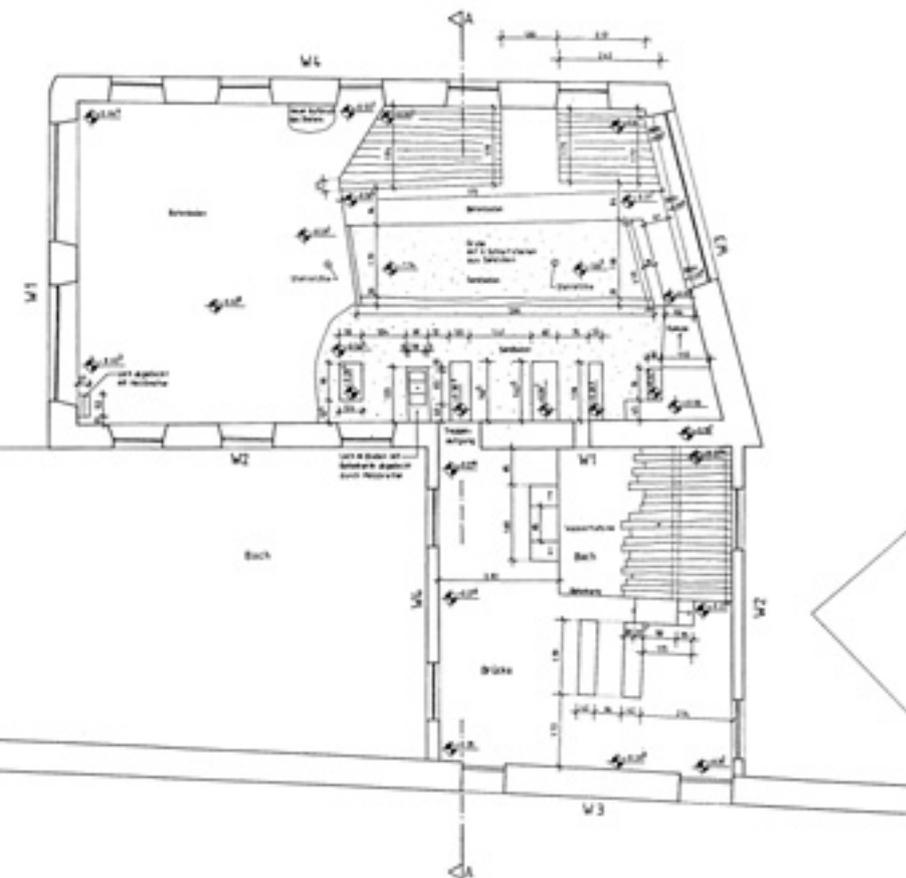
Theuerdank

In seinem 1517 publizierten autobiografischen Versroman „Der Theuerdank“ stilisierte Kaiser Maximilian I. seine Brautfahrt zu Maria von Burgund als mittelalterliches Ritterepos. Da Maximilians Jugend nicht so reich an Heldentaten war, mussten etliche banale Ereignisse zu heldenhaften Abenteuern aufgeblasen werden. So auch die Episode, in der die Heldentat des Theuerdank darin besteht, dass er reaktionsschnell seinen der höfischen Mode entsprechenden Schnabelschuh zurückzieht, bevor dieser vom Schleifstein erfasst wird (Abb. 1). Wie unfreiwillig komisch die Episode auf den heutigen Leser auch wirken mag: Dass Maximilian den „pallier müll“, also den Edelsteinschleifereien an der Dreisam, einen Besuch abstattete und diesen für die Schilderung als ritterliche Heldentat für würdig befand, belegt die hohe kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung, die dieses Gewerbe für das Haus Habsburg besaß.

Obwohl der Zeichner der Druckgraphik offensichtlich keine Ahnung von der Technik der Edelsteinschleiferei hatte, ist der diesem Abenteuer beigefügte Holzschnitt die früheste bekannte Darstellung des wirtschaftlichen Hauptgewerbes, das Waldkirch bis in das 19. Jahrhundert hinein prägen sollte.

1 Auf der Illustration aus Kaiser Maximilians „Theuerdank“ von 1517 kommt Theuerdank mit seinem Schnabelschuh dem Schleifrad zu nahe.





2 Die Fotografie zeigt die Edelsteinschleiferei von Osten mit der Kastelburg im Hintergrund.

3 Auf der Planzeichnung von 1998 ist der Grundriss von Werkstatt und Turbinenhaus zu sehen.

Kurze Geschichte der Edelsteinschleiferei an Dreisam und Elz

Zu Beginn der Entstehung des Gewerbes verarbeiteten die Schleifer wahrscheinlich die beim Bergbau anfallenden edlen und halbedlen Gesteine. Möglicherweise übernahmen die Edelsteinschleifer die Technik des Schleifens am umlaufenden Rad von den an Elz und Dreisam seit 1368

nachweisbaren Metallschleifmühlen. Schliff man die Metallwaren im Stehen, so setzte sich in der Edelsteinverarbeitung bald das Schleifen im Liegen durch. Ein Günterstaler Zinsbuch des 14. Jahrhunderts nennt drei „pallierer“ in der Wiehre, Freiburg und Herdern. 1415 sind die Freiburger „ballierknechte“ in einer „Bruderschaft der Gesellen“ genannt. 1451 gründete der Rat der Stadt Freiburg die „Bruderschaft der Bohrer und Ballierer“. Einige Edelsteinschleifer waren mit den damit fixierten Regeln unzufrieden. Dies nutzten die Städte Waldkirch, Zweibrücken, Saarbrücken und ab circa 1500 auch Idar-Oberstein, gezielt Edelsteinschleifer aus Freiburg abzuwerben. Von der zweiten Hälfte des 15. bis ins 19. Jahrhundert bildete das Gewerbe mit seinen dicht gestaffelten Mühlen entlang der Elz die wirtschaftliche Grundlage der Stadt Waldkirch. 1544 schlossen sich die bis dahin miteinander konkurrierenden Schleifer in Freiburg und Waldkirch zu einer gemeinsamen Bruderschaft zusammen, um bestehende „Unordnungen, Missbrauch und Ungleichheiten“ zu beseitigen. Inzwischen hatten beide Städte die wirtschaftliche Bedeutung des Gewerbes erkannt und versuchten, es als ihr technisches Arkanwissen vor weiterer Abwanderung zu schützen und (abgesehen von dem schon vorhandenen saarländischen Zentrum) auf die beiden Produktionsorte im Breisgau einzugrenzen.

In Waldkirch schlossen sich die „Baliern oder Kristallschneidern“ 1467 zur Sankt Anna-Bruderschaft zusammen. 1535, als Waldkirch rund Tausend Einwohner zählte, gab es schon 40 Meister. Davon waren 17 Bohrer (Stein-durch-bohrer) und 23 Baliern (Polierer/Schleifer). Vor dem Rückgang in den Pestjahren 1584 und 1592 arbeiteten 17 Bohr- und 45 Balliermeister in circa zehn Schleifen. Eine Schleife verfügte über mindestens ein, in der Regel aber vier Schleifräder in Reihe. Nachdem Böhmen 1526 unter die Habsburger Herrschaft gelangt war, wurden auch böhmische Granat-Steine verarbeitet. 1601 erließ König Rudolf II. (1552–1612) ein Privileg, nach dem die böhmischen Rohgranaten nur noch in den beiden Breisgauer Produktionsstätten verarbeitet werden durften. Dieser Monopolstellung verdankte das Gewerbe einen erneuten Aufschwung. 1606 gab es in Waldkirch 23 Schleifen. Im Dreißigjährigen Krieg (1618–48) und unter der französischen Besatzung Freiburgs nach dem Holländischen Krieg (1677–97) stagnierte das Gewerbe in Freiburg. In Waldkirch nahm es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder Fahrt auf. So gelang es der Stadt an der Elz, der Stadt an der Dreisam den Rang als größte Produktionsstätte im Breisgau abzulaufen. Unter Kaiserin Maria Theresia (1740–80) kam es, nach dem im Österreichischen Erbfolgekrieg 1745 zwischen Österreich und Bayern geschlossenen Frieden von Füssen, zu

einer gezielten staatlichen Förderung der Bergkristall- und Granatverarbeitung in Waldkirch, die 1775 mit dem endgültigen Wegfall des Granatmonopols endete. Von den 1700 Einwohnern Waldkirchs waren damals 430 in 28 Schleifmühlen beschäftigt. Erhöhungen der Zolltarife in Folge der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege führten zu Absatzschwierigkeiten. Mit der Auflösung des Alten Reichs (Reichsdeputationshauptschluss 1803, dem Frieden von Preßburg 1805 und der Unterzeichnung der Rheinbundakte 1806) verlor das Haus Habsburg Vorderösterreich und damit das Schleifereigewerbe im Breisgau seinen Auftraggeber und Protektor. In Freiburg schloss 1820 die letzte Schleife. Dagegen gab es 1808 in Waldkirch noch 12 Edelsteinschleifereien, von denen sich einige in der Granatverarbeitung bis circa 1840 halten konnten.

Edelsteinschleiferei Wintermantel

Ende des 19. Jahrhunderts gab es nur noch zwei Schleifen, die im Zuge eines kleinen Aufschwungs nach der 1848er Revolution entstanden waren: die 1852 gegründete Firma Trenkle (sie siedelte 1935 nach Freiburg über) und die Firma Wintermantel. Die Familie Wintermantel ist seit Mitte des 18. Jahrhunderts als Eigentümer von Edelsteinschleifereien nachweisbar. Der Produktionsschwerpunkt lag 1825 bis 1867 auf der Kristallfabrikation. Im Jahr 1856 entstand das heutige Werkstattgebäude der Schleiferei (Abb. 2). Nach einer Erbteilung 1857 erlangte die Produktion von Ring- und Broschensteinen aus Achat und anderen Schmucksteinen internationale Bedeutung. Zu den damals erschlossenen Absatzgebieten gehörten neben Deutschland die Schweiz, Frankreich, England, Russland, Österreich und die USA. Um den Bedarf befriedigen zu können, warb August Wintermantel I. 1876 acht Schleiferfamilien aus Idar-Oberstein nach Waldkirch ab. Um das Jahr 1900 beschäftigte die Firma Wintermantel 50 Mitarbeiter. 1903 wurde die Werkstatt generalsaniert. Zu dieser Zeit umfasste die Produktion die Bearbeitung sämtlicher Schmucksteinarten in gewöhnlicher bis allerfeinster Qualität. In der Zeit von 1933 bis 1945 war sie überwiegend mit der Verarbeitung von Nephrit aus schlesischer Jade beauftragt. Bis Anfang der 1960er Jahre arbeitete sie noch kommerziell. Das heute bekannteste Produkt aus der Herstellung der Firma Wintermantel sind die Edelsteine auf der 1949 geschaffenen Meisterschale des Deutschen Fußballbundes. Für den Kölner Domschatz war die Firma Wintermantel sowohl 1962 bis 1970 bei der Restaurierung des Drei-König-Schreins beteiligt als auch, als nach einem Raub von Teilen des Domschatzes 1975 die Prunkmonstranz erneuert werden musste.



Die baulichen Anlagen

Das 1856 errichtete Werkstattgebäude liegt auf einer Insel zwischen Gewerbekanal und Schifflebachle (Abb. 2; 3). Zu den späteren Erweiterungen gehören: 1. das gegen 1903 über dem Gewerbekanal errichtete Turbinenhaus mit Francis-Turbine von 1923 mit der zugehörigen Ausstattung: das Kegel- und das Schwungrad, der nachgeschaltete Generator zur Stromerzeugung und die elektrische Steuertafel; 2. das Gebäude einer laut Feuerversicherungsakten im Jahr 1846 errichteten und 1907 von der Firma Wintermantel erworbenen ehemaligen Sägemühle; 3. ein Kohlenschuppen; 4. ein Holzschuppen sowie 5. die wasserbaulichen Anlagen und Uferbefestigungen, welche gleichzeitig

4 Das Foto präsentiert das Werkstattgebäude von Süden.

5 Die Innenaufnahme gibt einen Einblick in die von Rädern und Riemen getriebene Transmission im Werkstattgebäude.

Teile des als Kulturdenkmal im Sinne einer Sachgesamtheit erfassten Gewerbekanal sind.

Für die Edelsteinschleiferei hat sich über die Jahrhunderte ein eigenständiger Werkstatt- bzw. Fabrikationsgebäudetyp herausgebildet. Er zeichnet sich durch eine sowohl den Rohbearbeitungsbereich im Erdgeschoss als auch den Feinbearbeitungsbereich im Dachgeschoss betreffende, gute Ausleuchtung der Fabrikationsbereiche durch großflächige Durchfensterung aus. Der rechteckige eingeschossige verputzte Massivbau der Firma Wintermantel zeigt hochrechteckige, an den Giebelseiten gekuppelte Fensterrahmen in Sandstein und Holz. Das Satteldach ist nach Norden und Süden jeweils mit einer reich durchfensterten Gaube besetzt, die fast die gesamte Dachbreite einnimmt (Abb. 4). So werden alle Räume im Erd- und Dachgeschoss stark von Licht durchflutet. Der große Werkstatttraum wird optisch von der technischen Einrichtung des Transmissionsantriebssystems aus Wellen, Treibrädern und Riemen beherrscht (Abb. 5). Die sechs Schleifsteine sind in der am besten belichteten Südhälfte platziert (Abb. 3; 6). Im Dachgeschoss befanden sich ursprünglich die Arbeitsplätze der eigentlichen Kunsthandwerker, der Ballierer und Bohrer, die für die manuelle Feinbearbeitung zuständig waren. Sie wurden nach dem Erwerb des Sägewerks im Jahr 1907 in dieses verlagert. Die ursprüngliche Hauptfassade war die nach Norden zum Schifflerbächle hin orientierte fünfachsigige Traufseite. In ihrer Mittelachse befindet sich die Eingangstür, die zwischen Werkstatt und direkt am Ufer gelegenen Kohlenschuppen vermittelt. Der heutige Zugang erfolgt vom ehemaligen Sägewerk über das den Gewerbekanal überbrückende Turbinenhaus. Im Sägewerk ist die Transmission von 1907 erhalten, die hier, ähnlich der in der alten Schleiferei, über eine lange Welle mit diversen Rädern unter der Decke die verschiedenen Geräte antreibt.

Das Mühlrad wurde 1923 durch eine Turbine ersetzt. Wie bei technischen Anlagen üblich, wurden immer mal wieder Einzelteile verschleißbedingt ausgetauscht. Ansonsten ist die in ihren ältesten Teilen noch auf der Grundausstattung der 1850er Jahre basierende technische Ausstattung nahezu unverändert. Da sich vom 14. bis in das 19. Jahrhundert beim technischen Produktionsvorgang kaum etwas geändert hat, spiegelt sich in dieser Werkstatt gewissermaßen noch das spätmittelalterliche Handwerk wider.

Rohschliff

Der Rohschliff begann mit dem Vorschleifen mit viel Druck (Ebauchieren). Es folgte das eigentliche Schleifen mit wenig Druck und schließlich das Polieren am Bloch. Die beiden ersten Arbeitsgänge

erfolgten an den in Reihe aufgestellten großen Schleifsteinen. Ursprünglich waren es vier Sandstein-Schleifräder; später kamen zwei weitere hinzu. Zwei laufen bis heute noch in offenen Lagern, also auf geölten Speckschwarten. Die von Einhausungen aus Metall umgebenen Schleifräder haben einen maximalen Durchmesser von 180 cm, sind circa 40 cm breit, wiegen um die 2 Tonnen und besitzen ein jeweils unterschiedlich breites Rillenprofil. Sie sind zur Hälfte in den Boden eingelassen und über Riemen an das Transmissionsystem angebunden. Damit die Edelsteine nicht überhitzten und das Schleifgut abgewaschen wurde, wurde das Schleifrad mithilfe einer Wasserpumpe ständig mit ausreichend Kühlwasser feucht gehalten.

Vor dem Schleifrad lag der Schleifer auf einem hölzernen Liegebock bzw. Bauchstuhl (Abb. 6; 7), der in Anlehnung an die französische Bezeichnung für einen aus Leder hergestellten spätmittelalterlichen Brustpanzer „Kürass“ genannt wird (im französischen Wort „cuirasse“ steckt eigentlich das Wort „cuir“ = Leder, jedoch setzt sich der Begriff im Deutschen auch als Bezeichnung des aus Metall hergestellten Brustharnischs in der frühen Neuzeit durch). Drei derartige Bauchstühle aus der Zeit um 1930/40 sind erhalten. Um sicher mit dem an einem „Kittstock“ durch Klebekitt befestigten kleinen Edelsteinrohling vor dem Bauchstuhl am Schleifstein hantieren zu können, stützte der Schleifer seine Füße gegen ein auf dem Boden festgenageltes Brett. Je nachdem, ob die Steine später facettiert oder rund geschliffen werden sollten, drückten die Schleifer den Edelstein an die glatte oder die profilierte Seite des Schleifsteins. Anschließend erfolgte das Polieren der geschliffenen Edelsteine am Bloch (Abb. 8). Bei dem aus der Zeit vor 1900 stammenden Arbeitsgerät handelt es sich um einen liegend gelagerten Buchenzylinder mit Profilen zum Polieren rundlicher Formen und Flächen. Dieser ist in ein Metallgestell eingepasst, das auf einem im Boden eingelassenen Schleifstein fest verankert ist.

Feinschliff

Ursprünglich im Dachgeschoss, später im umgebauten Sägewerk erfolgte die manuelle Feinbearbeitung an den Werk-, Säge-, Gravier-, Ebauchier-, Dreh-, Schleif- und Lapidär-Bänken und -Tischen. Zwei um 1930 angeschaffte einzeln und frei stehende Sandstein-Schleifsteine mit circa 120 cm Durchmesser sind aus arbeitsschutztechnischen Gründen in Metallhalterungen und Gehäusen eingefasst (Abb. 9). Auf den zugehörigen Schleiferstühlen saß man rittlings vor dem Arbeitsgerät. Die Körperhaltung wurde durch individuell anpassbare Schulterstützen stabilisiert.



Verschiedenheiten der Steinsorten führten zu unterschiedlichen Bearbeitungsanforderungen. Für den Facettenschliff oder den Edelsteinschnitt (Gravur) bedurfte es präziserer Bearbeitungsgeräte als für den anspruchsloseren Rundschliff. Achat wurde nach dem Feinschliff auf Sandsteinscheiben auf Walzen aus Buchenholz poliert, Quarze an Bleipolierrädern weiterverarbeitet. Für den ersten Schritt der Feinbearbeitung dienten eine Ebauchier-Bank (um 1960) mit unterschiedlich groben Schleifrädern zum Vorschleifen und ein Doppel-ebauchiertisch (um 1977). Beim Ebauchieren wird die künftige Schliffform an einem vertikal laufenden Schleifrad erst einmal grob herausgearbeitet. Mit dem an die Transmission angeschlossenen Kugel-Schleifrad aus der Zeit um 1910 ließen sich kugelförmige Steine erzeugen (Abb. 10). Sensibler war die Steinbearbeitung beim Facettenschliff an den Lapidär-Tischen (Abb. 11). Der vorgeschliffene Stein wird durch ein an einer Halterung befestigtes Lochbrett in einem präzise eingestellten Winkel auf eine horizontal rotierende

Metallscheibe gedrückt. So lassen sich nach und nach die einzelnen Facetten polieren und der Edelstein in die gewünschte geometrische Form, wie etwa Rund-, Tropfen-, Oval-, Triangel-, Sechseck-, Brillant-, Smaragdschliff etc., bringen. Im Werkstattgebäude ist noch ein Lapidär-Tisch aus der Zeit um 1907/20 erhalten. Aus der Zeit vor 1880 stammt ein doppelter Handzug. Das ist ein Poliertisch mit zwei getrennten Arbeitsplätzen mit jeweiligem Handantrieb. Die reine Holzkonstruktion mit Gewinden aus Holz ist freistehend und entsprechend versetzbar. Während beim Facettenschliff komplexe dreidimensionale geometrische Formen herausgearbeitet werden, wird beim Edelsteinschnitt ein Bild oder ein anderes Motiv (wie etwa ein Porträt oder ein Wappen) in erhabener oder eingetiefter Form in den Stein geschnitten. Hierzu dienten etwa eine auf eine Werkbank montierte kleine Gravierspindel mit diversen Graveurrädchen zur Herstellung von Flachgravuren und ein tragbarer Graviertisch mit Fußantrieb (Trabant), ebenfalls mit verschiede-

6 Das Foto zeigt den heutigen Zustand der Schleifräder.

7 Die historische Aufnahme gibt eine Vorstellung der Edelsteinschleifer bei der Arbeit.

8 Auf dem Bild sind verschiedene Arbeitsgeräte zu erkennen: Links ein Graveurtisch mit Kugelschleifrad, in der Mitte ein tragbarer Graveurtisch mit Fußantrieb (Trabant) und rechts ein Bloch.

9 Die Abbildung zeigt Schleifer-Stühle vor freistehenden Sandsteinschleifsteinen.



10 Das Foto zeigt einen Graveurtisch mit Kugelschleifrad.

11 Die Abbildung bietet den Blick auf die Arbeitsfläche eines Lapidärtisches.



nen Gravierrädern (Abb. 8). Dieser ist sicher vor 1900 entstanden.

Während des Nationalsozialismus musste die Edelsteinschleiferei wesentlich Nephrit aus schlesischer Jade verarbeiten. Dafür wurden eine Sägebank und eine große Nephrit-Säge angeschafft. Diese ist mit kippbarer Spannzange und großem einstellbarem Gegengewicht auf einem Sandsteinblock fest verankert und dient zum Zerteilen großer Rohsteine.

Fazit

Die Edelsteinschleiferei Wintermantel dokumentiert in einzigartiger Weise die Technikgeschichte der Edelsteinverarbeitung, die vom Spätmittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts eines der wichtigsten Traditionsgewerbe in den Breisgau-Städten Freiburg und Waldkirch war. Die ortsfeste technische Ausstattung der Edelsteinschleiferei geht in ihren ältesten Teilen auf die 1850er Jahre zurück. Unter dem Zubehör finden sich zum Teil noch ältere Geräte. Selbst in anderen Regionen des edelsteinverarbeitenden Gewerbes haben sich keine Produktionsstätten in dieser Vollständigkeit erhalten. Als letzte überlieferte Edelsteinschleiferei mit kompletter technischer Ausstattung ist die Edelsteinschleiferei Wintermantel ein bemerkenswertes Zeugnis der Technik- und Wirtschaftsgeschichte und besitzt nicht nur eine große Bedeutung für die Orts- und Regionalgeschichte, sondern ist deutschlandweit von außerordentlich hohem Seltenheitswert. Derzeit ist das Objekt gemäß §2 des Denkmalschutzgesetzes gelistet, hat aber durchaus die Qualität eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung gemäß §12.

Literatur

- Sylvia Sredniawa: Die „ganze Stadt“ schiff edle Steine“, in: Badische Zeitung 14. 8 August 2019.
- Andreas Haasis-Berner: Der Gewerbekanal von Waldkirch. Zur Nutzung von Wasser und Wasserkraft in Mittelalter und Neuzeit, hg. v. d. Heimat- und Geschichtsverein Waldkirch e. V., Waldkirch 2014.
- Michael J. Kaiser.: „FUNFF TUSEND PUNDER KORNER“, Fundberichte aus Baden-Württemberg Bd. 27, Stuttgart 2003, S. 1045–1172.
- Der Landkreis Emmendingen, Bd. II, 2, B. Gemeindebeschreibungen Reute bis Wyhl. C. Anhang, bearb. v. d. Außenstelle Freiburg der Abteilung Landesforschung und Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, hrsg. v. d. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Emmendingen, Stuttgart 2001.
- Maximilian I.: Der Theuerdank, 1517, mit einem Nachwort von Horst Appuhn, Reprint (Die Bibliophilen Taschenbücher) Dortmund 1979.

Praktische Hinweise

Führungen finden im Sommerhalbjahr dienstags um 10:30 Uhr oder nach Vereinbarung statt. Anfragen an: Schmuck und Edelsteine August Wintermantel, Elzstraße 2, 79183 Waldkirch, Tel.: 076 81/60 14, Fax: 076 81/93 19.

Dr. Folkhard Cremer
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Freiburg

Der Bächlestollen unter dem Freiburger Schlossberg

Verlauf durch Laserscanning geklärt

Die Bächle sind neben dem Münster das Wahrzeichen der Stadt Freiburg. Die Anlage des Bächlesystems des späten 12. Jahrhunderts würde man im heutigen Sprachgebrauch als eine hervorragende Ingenieursleistung bezeichnen. Seine Zuleitung wurde im 17. Jahrhundert überwölbt und verläuft seither als Stollen unter dem Schlossberg. Da es bisher weder einen Bauplan noch eine Bauaufnahme davon gibt, wurde diese mithilfe von mobiler Laservermessung neu erstellt. Die präzise dreidimensionale Erfassung ist jetzt die Grundlage für künftige denkmalpflegerische Maßnahmen an dem nach §2 Denkmalschutzgesetz geschützten Kulturdenkmal.

Iso Himmelsbach/Bertram Jenisch/Nicolas Trusch/Andreas Wachaja

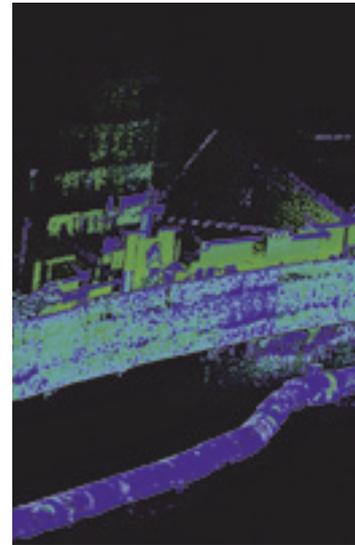
Die Anlage des Bächlesystems

Mit der Marktgründung im Jahr 1120 entstanden in Freiburg entlang der planmäßig angelegten Straßen traufständige Steinhäuser. Deren Pultdächer leiteten das Regenwasser auf die Straßen ab, so dass bereits damals eine Ableitung des Oberflächenwassers notwendig war. Das nach etwa 800 Jahren noch heute unverändert bestehende Bächlesystem wurde allerdings erst um 1175/80 angelegt. Um ein sacht abfallendes Gefälle zu schaffen, mussten die Straßenräume, insbesondere im Ostteil der Altstadt, bis zu 2,5 m aufgeschüttet werden. Die Bächle sorgen seither für eine gleichmäßige Verteilung des Brauchwassers in der Stadt und waren zugleich ein Brandschutz (Abb. 1).

Sie wurden im Mittelalter in Freiburg „Stadtbäche“ genannt. Die damals fünf (und heute zwei) Gewerbekanäle wurden hingegen als „runs“ oder „runz“ bezeichnet, ein Begriff für einen von Menschenhand künstlich angelegten Wasserlauf. Sie werden schon im Jahr 1238, also rund 60 Jahre vor den Bächle, erwähnt.

Die Ableitung des Wassers für die Bächle

Das Wasser der Freiburger Bächle stammt mittelbar aus der Dreisam. Am „Sandfang“ im Osten der Stadt wird der Hauptzweig des später aufgefächerten Freiburger Gewerbekanals aus der Dreisam ausgeleitet. Aus diesem wird auf der Höhe des Studios des Südwestrundfunks (Kartäuserstraße 47a)



1 Ältestes archäologisch erfasstes Teilstück eines Freiburger Bächles am Dillengässle 2016.

2 Ableitung des Wassers für den Bächlestollen aus dem Gewerbekanal.



3 Blick in den überwölbten Bächlestollen im Freiburger Schlossberg.

über eine Stellfalle das Wasser für die Freiburger Bächle entnommen und in einem eigenen Kanal in die Altstadt geführt (Abb. 2). Da man heute nur noch den Auslauf des Wassers aus dem Gewerbekanal sieht, entsteht der Eindruck, als verlaufe dieser Zubringerkanal durch einen in den Felsen gehauenen Stollen. Dieser erstreckt sich im Wesentlichen parallel zum Gewerbekanal bis zum Anfang des Augustinerwegs und dann unter dem Schwabentorplatz und dem Schwabentor hindurch bis etwa auf die Höhe der Straßengabelung Oberlinden/Konviktstraße, wo das Wasser – nun erstmals als Bächle gefasst – zutage tritt. Bis dorthin hat das Wasser unterirdisch eine Strecke von etwa 600 m zurückgelegt. Diese Streckenlänge täuscht jedoch über den ursprünglichen Zustand hinweg, denn noch bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg lag der Zulauf zwischen dem Augustinerweg und dem heutigen Schwabentorplatz offen. Im Originalzustand war der stollenartige Zulauf circa 430 m lang. Die Ableitung wird urkundlich erstmals im Jahr 1300 in einer Urkunde über den Verkauf einer Mühle genannt: Darin wird jedoch nicht von einem „Gewölbe“, sondern von einem Bach gesprochen (*da der bach aus dem runse gat*). Die Zufuhr des Wassers in die Stadt erfolgte also damals über einen offenen Hangkanal. Das Wasser wurde beim Schwabentor mit einer hölzernen Kählerleitung (offene Holzrinne) über den Stadtgraben geführt und dort in die Bächle eingespeist. Das fein ausjustierte Höhenniveau mit einem Gefälle von etwa 2 Prozent für diesen Kanal belegt eine bemerkenswerte Messtechnik aus der Zeit um 1175/80, die man heute als Ingenieurleistung bezeichnen würde.

Die Überwölbung des Hangkanals im 17. Jahrhundert

Wann der Hangkanal überwölbt wurde, lässt sich zeitlich eingrenzen, denn seine Anlage fällt frühestens in die Zeit des Baus einer modernen Fes-

tung auf dem Schlossberg. Damit begann ab 1668 zunächst Baumeisters Elias Gump (1609–1676) unter Kaiser Leopold I. Nach der Abtretung Freiburgs an Frankreich wurde die Festung zwischen 1679 und 1684 nach den Plänen von Sébastien Le Prestre de Vauban (1633–1707) umgeplant und vollendet. Die Überwölbung diente vor allem dem Schutz der Brauchwasserzufuhr vor den Baumaßnahmen am und auf dem Schlossberg selbst, denn viele Quellen berichten, dass die Auswirkungen des Festungsbaus für die Anlieger zunehmend nachteiliger wurden, und kumulierten in der gerichtlich festgestellten Aussage, dass der Gewerbekanal allein zwischen 1679 und 1688 für 257 Wochen, also insgesamt über fünf Jahre(!) lang, ohne Wasser gewesen war. Erstmals stellt eine Schnitzzeichnung des Freiburger Schlossbergs von 1698 den überwölbten Kanal dar.

Der Hangkanal wurde spätestens Ende des 17. Jahrhunderts mit sauber ausgearbeiteten Sandsteintrögen ausgelegt, die eine lichte Breite von 1,15 m hatten. Die sauberen Übergänge lassen vermuten, dass die Kanten als Falz ausgearbeitet sind. Diese Rinne wurde dann von einem 1,20 m hohen, flachen Gewölbe überspannt und anschließend von außen auf seiner ganzen Länge mit Steinen und Erdreich bedeckt. So entsteht der Eindruck eines Stollens. Wie das gemauerte Gewölbe konstruiert ist, kann man heute vor allem an zwei ehemaligen Lüftungsöffnungen von innen sehen. Der Stollen ist lediglich bei dem jährlich erfolgten Bachabschlag zur Revision kurzzeitig begehbar (Abb. 3). Der Kanal wird heute durch zwei Bunkerzugänge gestört, von denen der eine 1944/45 und der andere zu Beginn der 1960er Jahre angelegt wurde. Etwa nach dem ersten Drittel der Strecke hat im Jahr 1954 zudem ein Hangrutsch – eine Spätfolge der Bombentreffer vom November 1944 – einen Teil des ursprünglichen Kanals zerstört, weshalb das Wasser heute in diesem Bereich in einer Rohrleitung fließt. Sowohl der obere wie auch der untere Abschnitt haben über die Jahrhunderte im Innern sehr starke bauliche Veränderungen erfahren, was mit Baumaßnahmen im Umfeld des Kanals zusammenhängt. Seit den 1970er Jahren wurde das Quartier „Oberau“ – im 19. Jahrhundert eines der größten Industriegebiete Freiburgs – vor allem zur Schlossbergseite hin vollkommen umgestaltet.

Die Gedenktafeln der „Bauherren“

Der Kanal bietet neben seiner eigenen Baugeschichte aber noch eine weitere Besonderheit: Steintafeln, die seit langer Zeit immer wieder Gegenstand des Interesses gewesen sind. Heute sind diese Tafeln östlich des großen Bunkerzugangs in der Kartäuserstraße an den Seitenwänden des Kanals angebracht. Wo sie ursprünglich

fixiert waren, ist ungewiss. In jedem Fall waren sie seit der Überwölbung des Kanals am Ende des 17. Jahrhunderts nicht mehr öffentlich sichtbar und nur bei den jährlichen Begehungen zugänglich.

Eine erste ausführlichere Beschreibung dieser Tafeln mit ihren Inschriften hinterließ Joseph Roesch (1794–1855) im Jahr 1830. Er war der zweite „Bauverwalter“ (Stadtbaudirektor) der Stadt Freiburg. Damals waren 22 Tafeln vorhanden, von denen heute zwei verloren sind (Abb. 4).

Die älteste, der aus flachen Steinplatten gefertigten ursprünglichen Tafeln stammt aus dem Jahr 1628, die jüngste Tafel aus dem Jahr 1834. Danach riss diese Tradition, vermutlich bedingt durch erhebliche Umstrukturierungen innerhalb der städtischen Verwaltung, ab. 2001 ist eine Tafel mit den Namen der Oberbürgermeister der Stadt Freiburg seit dem Zweiten Weltkrieg bis ins Jahr 2000 hinzugekommen.

Wer hat sich hier nun bleibende Gedenktafeln errichtet? Eine Durchsicht der Ratsbesatzungsprotokolle und Erbschaftsakten im Freiburger Stadtarchiv macht deutlich, dass es sich bei den hier genannten Personen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts um so genannte „Bauherren“ handelt, also Mitglieder des städtischen Bauamtes.

Das Bauamt bestand aus drei Bauherren (selbst Mitglieder des Freiburger Rates), zwei Werkmeistern, drei Markern (Geometern) und drei Wuhrmeistern (verantwortlich für die Stellfallen und die Sauberkeit der Kanäle). Sie waren dem städtischen Rat als Gesamtheit und den „Drei Häuptern“, den obersten Repräsentanten der Stadt, unterstellt.

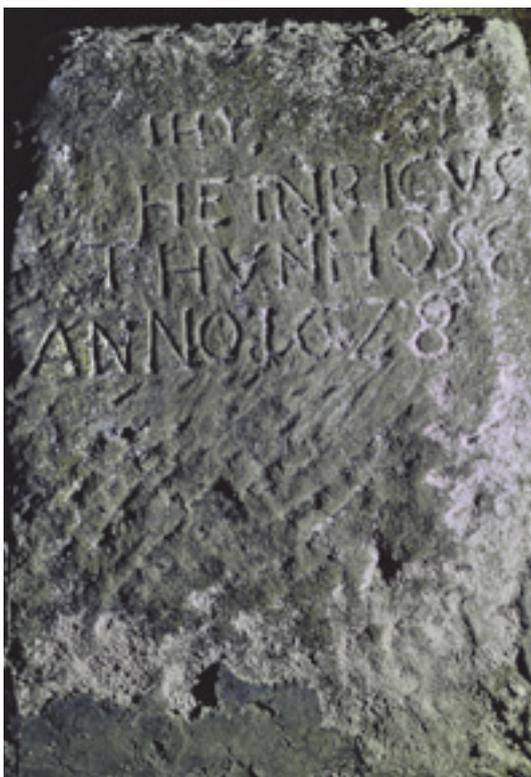


4 Gedenktafeln der Bauherren im Freiburger Bächlestollen.

Ihre Aufgaben waren vielseitig, denn eine Trennung in Hoch- und Tiefbauamt oder unterschiedliche Ämter für Bauordnung, Wohnungsfragen, Gesundheit oder der öffentlichen Ordnung gab es nicht. Zugleich wurden die Bauherren als Sachverständige und Gutachter weit über Freiburg hinaus hinzugezogen. Da auf den Tafeln in der Regel jeweils nur ein Bauherr einer Amtsperiode genannt wird, ist davon auszugehen, dass es sich um jene handelt, die innerhalb des dreiköpfigen Bauamtes schwerpunktmäßig für die Wasserversorgung Freiburgs zuständig waren.

Biografische Angaben zu einigen „Bauherren“

Einige der sehr unterschiedlich gestalteten Tafeln sollen hier näher vorgestellt werden. Die älteste Ta-



5 Tafel des Heinrich Thunhose aus dem Jahr 1678.



6 Tafel des Balthasar Zienast.



7 Tafel der Werkmeister Schrotz und Ziegler sowie der Stadtbaumeister Wipper und Bretz aus dem Jahr 1782.



8 Einsatz des mobilen Laserscanners dotcube 600k.

fel ist sehr schlicht und trägt neben der Jahreszahl „1628“ nur den Namen „Heinricus Thunhose“ (Abb. 5). Viel ist über ihn nicht bekannt: Zu dieser Zeit muss er Mitglied des Bauamtes gewesen sein und wird 1654 als „Obristmeister“ genannt. Damit hatte er das drittwichtigste Amt der Stadt inne, die militärische Befehlsgewalt der Stadtverteidigung. Eine weitere schlicht gestaltete Tafel trägt nur den Namenszug des Balthasar Zienast (Abb. 6). Der Weißbäcker, Wirt des Gasthauses „Zum wilden Mann“ und seit 1645 Mitglied des Gerichts, war spätestens seit 1653 Zunftmeister und Mitglied der Freiburger Meistersinger-Gesellschaft. Von 1657 bis 1663 ist er als einer der drei Bauherren nachzuweisen.

Aber auch über die Grenzen der Stadt bekannte Personen waren einst Bauherren der Stadt Freiburg, wie dies die Tafel von 1782 verdeutlicht (Abb. 7). Darauf haben sich, neben den beiden Werkmeistern Ignaz Christian Schrotz und Konrad Ziegler auch die beiden Stadtbaumeister Leonhard Wipper und Johann Adam Bretz ein Denkmal gesetzt: Leonhard Wipper war Maurermeister und Architekt und stammte aus dem Bregenzer Wald. Er war an mehreren Orten im Elsass tätig (zunächst 1763 in Hagenbach bei Dammerkirch, kurze Zeit später in Arlesheim und schließlich 1768 in Masevaux als Baumeister des Damenstifts St. Leodegar), bevor er sich seit September 1770 als Maurermeister und Architekt in Freiburg nachweisen lässt. Er starb 1810. Johann Adam Bretz (1724–1803) stammte aus Zaingrub in Niederösterreich und war Schreinermeister sowie Kunstschreiner. Er wurde im Sommer 1752 in Freiburg zünftig. Bekannt ist er noch heute als Hersteller mehrerer Altäre in den Kirchen des Breisgaus (unter anderem St. Vincenz in March-Neuershausen und St. Maria Himmelfahrt in Ehrenkirchen-Kirchhofen). Im Freiburger Münster ist sein Wirken am Deckel des Taufsteins sichtbar, den er 1768 geschaffen hat. Spätestens seit 1781 war er Zunftmeister.

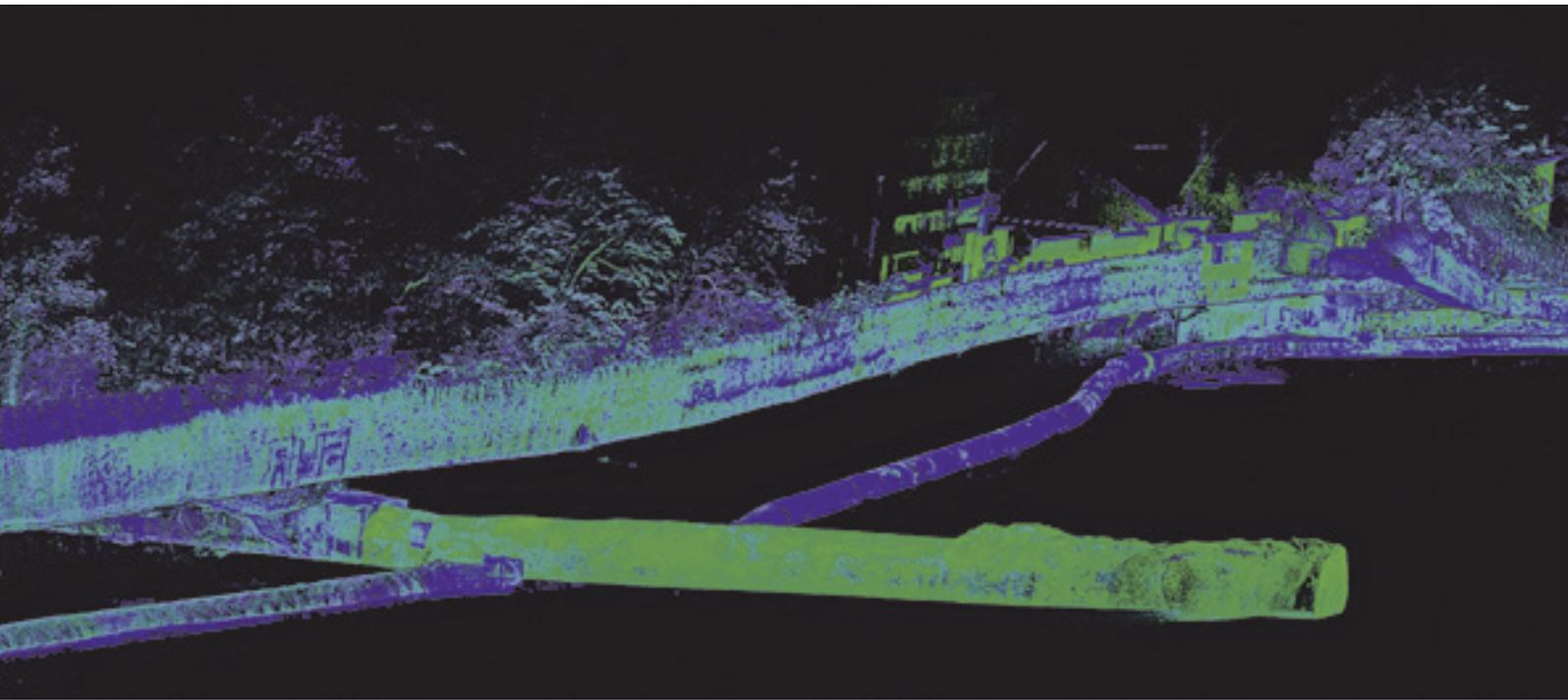
Ein 3D-Modell des Bächlestollens

Während die historischen Eckdaten des Bächlestollens klar umrissen werden können, gibt es keinerlei exakte historische oder aktuelle Pläne zu dessen Verlauf. Zur Erstellung eines dreidimensionalen Modells mussten mehrere Herausforderungen gelöst werden. Der Stollen sollte in seiner gesamten Länge von circa 430 m, inklusive der oberirdischen Umgebung und aller Zwischenverbindungen, innerhalb eines Tages vollständig erfasst werden. So kann der Verlauf relativ zu den oberirdischen Fußwegen, zum Gewerbekanal und zum Eingang des Schutzbunkers bestimmt werden. Schwierig waren auch die beengten Verhältnisse. Die engsten Bereiche des Stollens sind nur 1,20 m hoch und 1,15 m breit. Aus diesen Gründen wurde auf den Einsatz eines stationären Laserscansystems verzichtet und stattdessen ein mobiler Laserscanner eingesetzt (Abb. 8).

Die Funktionsweise des mobilen Laserscannings

Beim mobilen Laserscanning erfolgt die Datenerfassung kontinuierlich, während das Scansystem bewegt wird. Diese neue Technologie wurde ursprünglich für Vermessungen mit der Drohne aus der Luft entwickelt, wird aber auch in zunehmendem Maße für die Dokumentation von Objekten vom Boden aus eingesetzt. Vorteile im Vergleich zu stationären Verfahren sind eine hohe Modellvollständigkeit bei annähernd konstanter Messdatendichte und eine vielfach schnellere Datenerfassung. Darüber hinaus entfällt der manuelle Aufwand, mehrere einzelne Laserscans gegeneinander zu registrieren, da beim mobilen Laserscanning die Scandatenregistrierung automatisiert erfolgt. Der dotcube 600k eignet sich insbesondere für die Erfassung von Tunnelsystemen, da er vollkommen unabhängig von äußeren Bezugsgrößen, wie zum Beispiel GPS, arbeitet und dadurch flexibel an Drohnen, zu Fuß und auf Fahrzeugen gleichermaßen einsetzbar ist. Zudem ist er mit einem Gesamtgewicht von 2,4 kg und einer Höhe von 21 cm auch in der engen Stollenumgebung gut transportabel. Zur Erfassung der Innenbereiche des Stollens wurde das Scansystem abnehmbar auf einem kleinen Transportwagen montiert und vom Messtechniker entlang der Tunnellängsachse bewegt.

Das verwendete Scansystem besteht aus zwei LiDAR-Sensoren (*Light Detection and Ranging*) aus dem Bereich des autonomen Fahrens und einer hochgenauen inertialen Messeinheit, die mit 200Hz die Drehraten und die Lage relativ zum Gravitationsfeld abtastet. Die LiDAR-Sensoren messen, analog zu stationären Scansystemen, die Licht-



laufzeit der Pulse von kreisförmig rotierenden Infrarot-Lasern. Aus jeder vollständigen Rotation ergibt sich dadurch eine so genannte Punktwolke, in der alle erfassten Messungen als Punkte im dreidimensionalen Raum dargestellt werden, einschließlich eines Messwerts der infraroten Reflektivität für jeden Messpunkt. Bei geraden, gleichförmigen Tunneln kann es zu Mehrdeutigkeiten bei der Positionsberechnung entlang der Tunnel-längsachse kommen. Um dies zu vermeiden, wurden vor der Datenaufnahme des Bächlestollens zusätzliche Landmarken in der Form von je zwei aufeinandergestapelten Eimern im Tunnel platziert. Auf diese Weise erfasst das Scansystem dotcube 600k bis zu 600 000 Messpunkte pro Sekunde bei einer Reichweite von maximal 100 m. Einzelne erfasste Punktwolken werden bei der Nachbereitung unter Einbeziehung der hochfrequenten Daten der inertialen Messeinheit von einem SLAM-Algorithmus (*Simultaneous Localization and Mapping*) zu einem gesamten Scanmodell zusammengefasst. Die Herangehensweise dieser Algorithmen ist der Aufbau einer konsistenten Karte, die kontinuierlich mit neuen Daten vom Sensor ergänzt wird. Gleichzeitig aktualisiert der Sensor permanent seine eigene Position innerhalb dieser Karte. Dieses Verfahren setzt voraus, dass ausreichend Struktur in der Umgebung vorhanden ist, um durchgehend alle drei rotatorischen Freiheitsgrade und alle drei translatorischen Freiheitsgrade zu bestimmen.

Ein erstaunliches Messergebnis

Mit der beschriebenen Technik konnte nach einem Tag Geländearbeit im Büro ein Gesamtmodell des Bächlestollens erstellt werden (Abb. 9). Es besteht

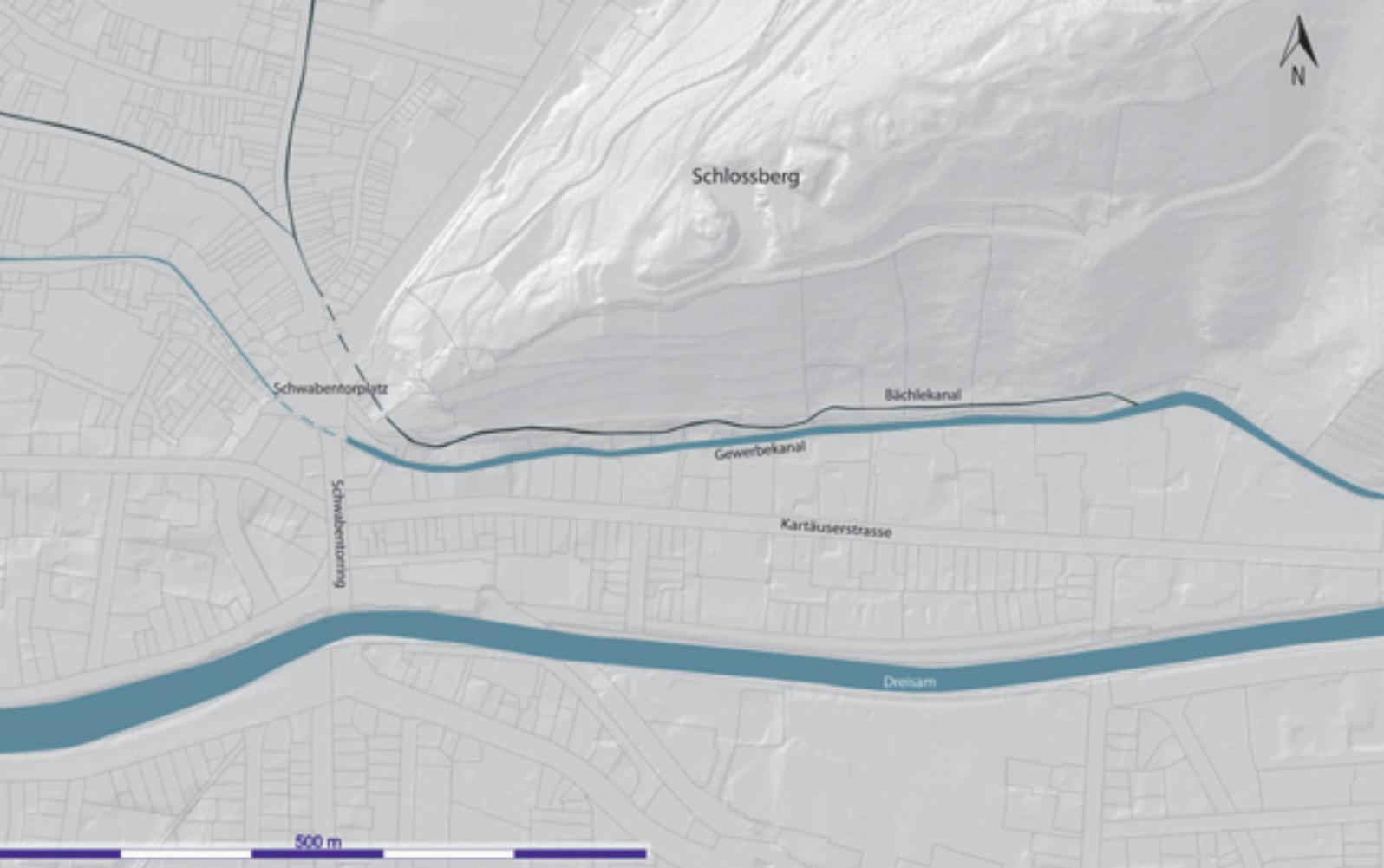
aus 63,5 Millionen Messpunkten, die jeweils eine Koordinate im dreidimensionalen Raum und einen Infrarot-Reflektivitätswert beinhalten, der Rückschlüsse auf die Oberflächentextur zulässt. Dabei ist die Punktdichte aus Gründen der besseren Handhabbarkeit auf einen Punkt je 2 cm-Raster reduziert. Die Gesamtaufnahmezeit für den Stollen inklusive der Außenumgebung lag mit dem mobilen Scansystem bei 2 Stunden und 10 Minuten. Dem 3D-Modell können wesentliche Merkmale des Stollens wie die Stollengeometrie, das Gefälle der Wasserrinne und der Verlauf relativ zur Außenumgebung entnommen werden.

Das überraschende Ergebnis war der Verlauf des überwölbten Hangkanals. Im Innern des Stollens hat man aufgrund der eingeschränkten Sicht in jede Richtung den Eindruck, der Stollen verlaufe schnurgerade durch den Schlossberg. Das Messergebnis zeigt hingegen, dass der Verlauf kurvenreich ist (Abb. 10). Offenbar hat man sich beim Bau des offenen Hangkanals am Ende des 12. Jahrhunderts sehr stark an den topografischen Gegebenheiten orientiert und einzelne Felsnasen umgangen, statt diese abzugraben. Bei der Überwölbung behielt man den alten Trassenverlauf unverändert bei.

Schlussbemerkungen

Durch die Zusammenarbeit der Spezialisten für 3D-Mapping mit Historikern und der Denkmalpflege konnten wesentliche Neuansätze zur Erforschung des Freiburger Bächlestollens gewonnen werden. Trotz mehrfacher Änderungen handelt es sich um eines der ältesten erhaltenen technischen Kulturdenkmale in der Stadt, das nach über 800 Jahren

9 Ausschnitt aus dem Gesamtmodell des Bächlestollens, Blick von Nordosten. Der Bächlestollen ist hier als dünne blaue Struktur zu erkennen. Die ihn querende Struktur in Grün ist der Zugang zum Schlossbergstollen.



10 Verlauf des Gewerbekanals und des nachträglich überwölbten Bächlekanals unter dem Schlossberg.

immer noch funktioniert und in Betrieb ist! Ziel der Vermessung war es, eine Grundlage für künftige denkmalpflegerische Maßnahmen zu erhalten und den bislang nicht bekannten Verlauf des Stollens exakt zu klären. Darüber hinaus ist der Bächlestollen ein außergewöhnliches Beispiel für mittelalterliche Wasserbautechnik, die beim Festungsbau umgestaltet worden ist. Die nun vorliegende Vermessung kann auch hier einen Anstoß für weitere Forschungen bieten. Besonders erfreulich ist es, dass diese Dokumentation im Jubiläumsjahr zur Marktrechtsverleihung Freiburgs vor 900 Jahren vorgelegt werden konnte.

Der „Runz der Werkbesitzer“, vertreten durch Christian und Iso Himmelsbach, sowie dem Garten- und Tiefbauamt der Stadt Freiburg, vertreten durch Artur Wiesler und Herrn Zeiher, ist dafür zu danken, dass wir den Stollen beim jährlichen Bachabschlag im Oktober 2018 betreten und vermessen konnten.

Praktischer Hinweis

Die online zu betrachtende 3D-Dokumentation des Freiburger Bächlestollens kann als Nachtrag zum digitalen Tag des offenen Denkmals 2020 betrachtet werden.

Link zum Video: www.dotscene.com/wp-content/uploads/2020/04/mobiler-laserscan-dotscene-freiburg-2.m4v

Literatur

- Iso Himmelsbach: Die Zuleitung des Wassers für die Freiburger Bächle. Oder: Der sogenannte „Bächlestollen“, in: Schau-ins-Land: Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins 2021 (im Druck).
- Bertram Jenisch/Peter Kalchthaler/Hans Oelze (Hrsg.): freiburg.archäologie, Petersberg 2019.
- Iso Himmelsbach: Bachabschlag: von Bächen und Kanälen in Freiburg im Breisgau, Freiburg i. Br. 2005.
- Matthias Untermann: Archäologische Beobachtungen zu den Freiburger Altstadt-Straßen und zur Entstehung der Bächle. In: Schau-ins-Land 114, 1995, 9–26.

Dr. Iso Himmelsbach

Gießenstraße 11
79104 Freiburg

Dr. Bertram Jenisch

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Freiburg

Andreas Wachaja

Nicolas Trusch
dotscene GmbH
Gerberau 11
79098 Freiburg

Die badischen Rheinbrücken – Teil 3

Vor 75 Jahren – Pontonbrücken, Notbrücken, Brückengeräte und erste Neubauten

Dieser Beitrag setzt die Serie „Die badischen Rheinbrücken“ aus den vorangegangenen Heften dieser Zeitschrift fort. Teil 1 behandelte die Sprengung der Brücken, die Baden mit dem Elsass verbanden, in Teil 2 ging es um die Sprengung der innerdeutschen Brücken, die von Baden in die bayerischen Pfalz führten. In Teil 3 geht es um die ersten Brückenschläge der Alliierten mit Pontonbrücken, provisorischen Notbrücken und stabilen Kriegsbrückengeräten, die im Verlauf des Krieges und in der frühen Nachkriegszeit errichtet wurden. Die chronologisch verorteten Datumsangaben liefern zugleich eine Momentaufnahme des alliierten Vormarschs. Abschließend werden alle Rheinbrücken-Neubauten aufgeführt, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zwischen Weil und Mannheim entstanden sind. Deren Erbauungszeiten werfen ein Schlaglicht auf die Prioritäten der deutschen Verkehrspolitik nach 1949 und auf deren aktuelle Folgen.

Ulrich Boeyng

Pontons, Notbrücken und Neubauten

Nachdem die Wehrmacht am 24. März 1945 in Süddeutschland die linksrheinischen Gebiete aufgegeben und sich über den Rhein zurückgezogen hatte, war der Krieg in Deutschlands Westen vorbei. Bis zur Kapitulation des Deutschen Reichs am 8. Mai 1945 sollten noch einmal sechs Wochen vergehen. Vom 26. bis 31. März 1945 überschritten amerikanische Truppen in drei großen Wellen den Rhein zwischen Worms und Ludwigshafen und rückten auf Mannheim vor. Französische Truppen überquerten den Rhein zwischen Speyer und Leimersheim vom 31. März bis zum 2. April 1945. In den Wochen vom 14. bis 24. April 1945 stießen weitere französische Einheiten aus dem Elsass hinzu, um ihre sich im Rheintal Richtung Lörrach und im Schwarzwald Richtung Bodensee vorwärts kämpfenden Truppen zu verstärken.

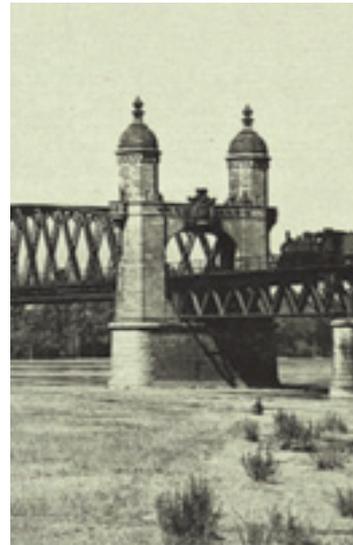
Die Brücken zwischen Ludwigshafen und Mannheim

Nach der Sprengung der Brücken durch die Wehrmacht am 20. März 1945 montierten amerikanische Pioniere in Ludwigshafen am 28. März zunächst eine Pontonbrücke, bis zum 23. April auf hölzernen Pfahljochen eine eingleisige Eisenbahn-Notbrücke sowie eine provisorische Straßenbrü-

cke. Alle Brücken durften nur vom Militär genutzt und mussten alsbald durch stabilere Konstruktionen ersetzt werden: Die auch für Zivilpersonen freigegebene Straßenbrücke mit einem Durchlass für Schiffe war ab dem 19. August 1945, die Eisenbahnbrücke mit SKR-Gerät ab 30. Juli 1946 benutzbar (Abb. 1). Nach gut drei Jahren folgte am 18. Dezember 1948 erneut die Straßenbrücke, diesmal mit SKR-Gerät (Abb. 2). Auf ihr konnten auch wieder die Gleise der Straßenbahn zwischen beiden Städten verlegt werden. Mit den Gründungs- und Stahlbauarbeiten waren die Firmen Grün & Bilfinger aus Mannheim und die MAN – Werk Gustavsburg beauftragt.

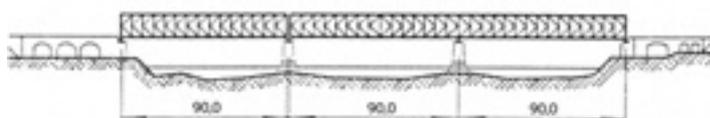
Im Jahr 1948 nahm man nördlich von Mannheim auch die Arbeiten an der im Dezember 1940 beim Bau eingestürzten Rheinbrücke der Reichsautobahn wieder auf. Am 9. September 1950 konnten zunächst zwei Fahrspuren, ab 1964 auch die beiden Spuren des flussaufwärts liegenden Überbaus der „Theodor-Heuss-Brücke“ (A6) für den Verkehr frei gegeben werden (Abb. 4).

Zwischen Mannheim und Ludwigshafen ersetzte man ab der Mitte der 1950er Jahre sukzessive alle bisherigen Notbrücken: Ab 1955 zunächst die Eisenbahnbrücke von 1946 durch einen zweigleisigen Fachwerk-Neubau, der unter Wiederverwendung eines etwa 65 m langen Teilstück der alten Brücke von 1932 errichtet wurde (Abb. 3). Para-





llel



Ludwigshafen - Mannheim (Eisenbahn) - 1946

1–3 Mannheim–Ludwigshafen: Eisenbahnbrücke, Südostansicht nach 1948 sowie Räumungsarbeiten und Ansichtsschema um 1946.

dazu entstand flussabwärts zwischen 1956 und 1959 eine neue vierspurige Straßenbrücke (B37) mit stählernem Vollwand-Kastenträger. Diese „Konrad-Adenauer-Brücke“ bildet das Verbindungsglied zwischen den beiden gleichzeitig gebauten Hochstraßenzufahrten in Mannheim und in Ludwigshafen. Etwa 1000 m flussabwärts kam 1972 eine zweite als Schrägseilbrücke konstruierte Straßenbrücke (B44) hinzu. Diese vierspurige „Kurt-Schumacher-Brücke“ verbindet das Autobahnkreuz Ludwigshafen mit den Häfen und Industriegebieten im Norden von Mannheim. Als letzten Brückenschlag erstellte man für die S-Bahn-Verbindungen zwischen Baden und der Pfalz bis 1999 eine weitere zweigleisige Eisenbahnbrücke flussaufwärts direkt neben der Brücke von 1955.

Die Straßenbrücken bei Speyer

Einen Tag nach dem Einmarsch französischer Truppen in Speyer begannen französische Pioniere am Ort der alten Schiffsbrücke eine Pontonbrücke über den Rhein zu schlagen, die ab dem 3. April 1945 ausschließlich dem Militärverkehr diente. Erst Anfang 1946 wurde sowohl in Speyer als auch bei der Rheinhauser Überfahrt wieder ein ziviler Fährverkehr eingerichtet (Abb. 5).

Anfang 1955 begannen die Bauarbeiten an der neuen Rheinbrücke (B39), die in der Achse der Vor-



4 Autobahnbrücke A6 Frankenthal–Mannheim, Zustand 2020.

gängerkonstruktion von 1938 liegt. Da der Bahnverkehr zwischen Speyer und Schwetzingen nicht wieder aufgenommen werden sollte, baute man eine reine Straßenbrücke mit stählernem, gevouteten Hohlkastenträger. Am 3. November 1956 war die offizielle Verkehrsübergabe der „Salierbrücke“ (Abb. 6). Die sechs rechtsrheinischen Vorlandbrücken bestehen nun aus Spannbeton, die linksrheinische Flutbrücke entfiel zugunsten einer verlängerten Hauptkonstruktion, die auf dem außermittigen Stropfweiler und dem Landpfeiler lagert. Die Gründungs- und Massivbauarbeiten führten Grün & Bilfinger aus Mannheim aus, Hersteller der Stahlkonstruktion war eine Arbeitsgemeinschaft der Eisenwerke Kaiserslautern sowie der Firmen C. H. Jucho und Johannes Dörnen Stahlbauwerk, beide aus Dortmund. Ab 1974 wurde nördlich von Speyer die als Schrägseilbrücke konstruierte Rheinbrücke der linksrheinischen Autobahn (A61) für den Verkehr in Richtung der A6 bei Hockenheim freigegeben.

Die Brücken bei Germersheim

Am 24. März 1945 rückten amerikanische Truppen in Germersheim ein, denen Ende März französische Verbände folgten. Ab dem 1. April 1945 schlugen französische Pioniere eine Pontonbrücke über den Rhein, um den Vormarsch ihrer Einheiten in Richtung Bruchsal und Karlsruhe zu ermöglichen. Erst ab der Jahresmitte 1954 wurde für die Zivilbevölkerung am Standort der alten Schiffsbrücke beim Flügelwerk Ysenburg wieder eine Fährverbindung nach Rheinsheim eingerichtet. Die vor dem Krieg von Germersheim über den Rhein nach Graben-Neudorf führenden Eisenbahngleise wurden komplett abgebaut, ebenso das zweite Gleis der Strecke von Germersheim nach Landau. Damit fiel die einst für den west-östlichen Güterverkehr so wichtige Hauptstrecke in die Bedeutungslosigkeit.

Erst in den 1960er Jahren begann die Deutsche Bundesbahn mit der Planung eines Brückenneubaus, der mit Mitteln des Verteidigungsministeriums erstellt werden sollte (Abb. 7). Baubeginn war 1965 und am 23. Oktober 1967 wurde die neue Eisen-

bahnbrücke dem Verkehr übergeben. Die zweigleisig eröffnete Strecke verläuft auf der alten Bahntrasse, wird seit 1994 jedoch nur noch eingleisig befahren. Das parallelgurtige, pfostenlose Strebenfachwerk von etwa 287 m sowie eine Spannbeton-Vorlandbrücke von circa 22 m Länge überspannen den Rhein auf drei Pfeilern, deren Gründungen von der alten Brücke (1877) stammen. Hersteller der neuen Stahlkonstruktion war eine Arbeitsgemeinschaft der Firmen MAN – Werk Gustavsburg und August Klönne aus Dortmund (Abb. 8).

Im Jahr 1971 konnte nördlich von Germersheim eine vierspurige Straßenbrücke (B35) mit parallelgurtigem Vollwandträger eingeweiht werden, die als Querspange zwischen der B9 in Richtung Speyer oder Wörth/Karlsruhe und der A5 bei Bruchsal dient.

Die Straßenbrücke zwischen Strasbourg und Kehl

Seit Ende März 1945 hatten sich die französischen Truppen rechtsrheinisch von Speyer über Karlsruhe und Rastatt bis Kehl durchgekämpft. In Strasbourg schlugen französische Pioniere ab dem 19. April 1945 zunächst eine Ponton-Brücke über den Rhein, bevor sie die abgebrannte Holzbrücke notdürftig reparierten. Da diese Brücke schon bald wieder schadhafte war, musste sie durch eine Dauerbehelfsbrücke auf den Fundamenten der alten Straßenbrücke ersetzt werden, die am 12. Juli 1951 für den Verkehr freigegeben wurde. Ihre Stahlkonstruktion setzte sich aus zwei unterschiedlichen Brückengeräten zusammen – aus einem französischen Wendling-Seibert-Gerät auf der westlichen, sowie einem deutschen SKR-Gerät auf der östlichen Seite (Abb. 9). Diese Dauerbehelfsbrücke wurde knapp zehn Jahre später von der am 23. September 1960 eingeweihten „Europabrücke“ (B28/E52) abgelöst, einer gevouteten Vollwandträger-Balkenbrücke.



Auf der alten Straßenbrücke von 1897 hatte seinerzeit auch eine Straßenbahn über den Rhein geführt. Seit dem Ende des Krieges war diese Verbindung unterbrochen und lebte erst im April 2017 mit der Eröffnung der neuen „Beatus-Rhenanus“-Brücke – einer futuristischen Stabbogen-Konstruktion – wieder auf.

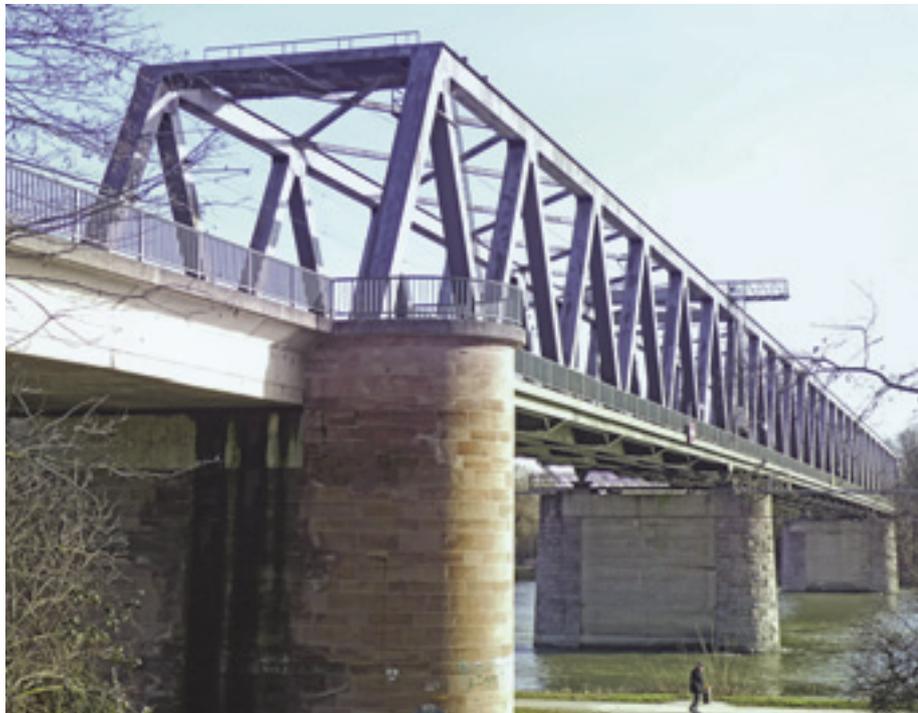
5 Speyer: Straßen- und Eisenbahnbrücke, Räumungsarbeiten um 1955.

6 Speyer: Straßenbrücke 1956, Südost-Ansicht 1957.

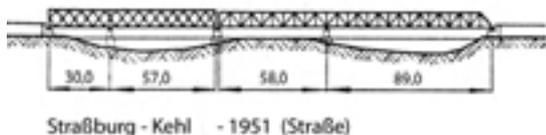
Die Brücken zwischen Maximiliansau und Maxau

Von Maximiliansau schlugen französische Pioniere am 9. April 1945 zunächst eine Pontonbrücke über den Rhein nach Maxau. Bis zum 29. April erstellten dann amerikanische Pioniere stromaufwärts eine feste Ersatzkonstruktion für den Fahrzeug-

7–8 Germersheim: Eisenbahnbrücke, Räumungsarbeiten um 1965 und Zustand heute.



9 Kehl–Strasbourg:
Straßenbrücke 1951,
Ansichtsschema.



verkehr sowie ab Ende April eine knapp über dem Strom liegende Eisenbahnbrücke, die auf einer Vielzahl von hölzernen Jochen lag.

Nach dem Ende des Krieges drängte die französische Militärverwaltung zwischen ihrer links- und rechtsrheinischen Besatzungszone auf einen dritten, dauerhaften Rheinübergang bei Karlsruhe (Abb. 10; 11). Ab dem 13. Mai 1947 trat daher an die Stelle der beiden Notbrücken von 1945 eine zweifache Dauerbehelfs-Konstruktion, die aus jeweils fünf SKR-Brückengeräten von circa 60 m Länge bestand. Die Straßenbrücke hatte zwei Fahrspuren, die benachbarte Eisenbahnbrücke war eingleisig. Die Gründungsarbeiten an den vier eng stehenden Flusspfeilern übernahm die Firma Grün & Bilfinger aus Mannheim, die Überbauten wurden von der Baugesellschaft Gehlen aus Kaiserslautern, sowie von den Eisenwerken Kaiserslautern montiert.

Für die beiden Dauerbehelfs-Konstruktionen war eine Nutzungsdauer von etwa 15 Jahren geplant



– bei der Straßenbrücke sollten daraus gut 20 Jahre werden. Ab März 1964 wurde eine neue vierspurige Schrägseilbrücke errichtet, die am 16. Dezember 1966 für den Straßenverkehr freigegeben werden konnte. Hersteller der Stahlkonstruktion waren die Firmen B. Seibert aus Saarbrücken und J. Gollnow aus Karlsruhe, während die Gründungs- und Massivbauarbeiten durch die Siemens-Bauunion aus Berlin erfolgten. Bei der Eisenbahn sollte der Dauerbehelf mehr als 40 Jahre währen. Erst ein Schiffsunglück am 9. Juni 1987 setzte die dringend notwendige Neubauplanung in Gang. Nach der Havarie eines Schleppverbandes hatte sich eines der beteiligten Schiffe quer vor zwei Pfeiler gelegt und alsbald für bedrohliche Unterspülungen gesorgt. Die Eisenbahnbrücke wurde daraufhin mehrere Wochen gesperrt und konnte erst am 26. Juni wieder freigegeben werden, während der Schiffsverkehr noch bis zum 20. Juli 1987 ruhte.

Im Dezember 1989 begann der Neubau einer eingleisigen pfostenlosen Strebenfachwerkbrücke in ähnlicher Form wie die Konstruktion von 1938 – ihre Verkehrsfreigabe war am 29. April 1991. Bauausführende Firmen waren die Krupp Industrie-technik aus Duisburg für die Stahlbauten und Ed. Züblin aus Karlsruhe für die Gründungsarbeiten des einzigen Stropfpfeilers, der in der Breite für einen zweiten Überbau vorbereitet war. Die alte Behelfsbrücke von 1947 wurde zwischen Mai und Juni 1991 abgebaut und verschrottet. Ende 1998 begann man mit dem Brückenbau für das zweite Gleis der Eisenbahn, der diesmal von der Firma Max Bögl-Stahlbau aus Neumarkt erstellt wurde. Auch diesen Überbau fertigte man auf Maxauer Seite in Teilstücken vor, die dann abschnittsweise über den Fluss verschoben wurden – die Verkehrsfreigabe erfolgte am 12. Mai 2000.

Die Brücke zwischen Neuf-Brisach und
Breisach

Am 30. April 1945 schlugen französische Pioniere flussaufwärts der zerstörten Eisenbahnbrücke eine Pontonbrücke über den Rhein. Ihre feste Nachfol-

10–11 Maxau–Maxi-
miliansau: Eisenbahn-
und Straßenbrücke, Räu-
mungsarbeiten um 1946
und Nordwest-Ansicht
1947.



gerin wurde 1946/47 als Behelfs-Straßenbrücke aus alten Brückenteilen und diversem Brückengerät eingerichtet und stand bis 1962 (Abb. 12). Ab 1960 baute man anstelle der Behelfsbrücke eine neue stählerne Balkenbrücke, bei der die alten Pfeilergründungen genutzt werden konnten. Die nach Eröffnung des französischen Rheinseitenkanals überflüssig gewordenen westlichen Flutbrücken ersetzte man durch einen Damm – die Verkehrsfreigabe war am 1. Dezember 1962.

Da die französische Militärverwaltung nach dem Kriegsende kein Interesse an einer vierten Eisenbahnbrücke über den Rhein zeigte, ließ sie in Breisach Ende 1945 die beiden unzerstörten RW-Geräte sowie den noch verwendbaren mittleren Überbau der MAN von 1942 demontieren. Man transportierte die Teile spektakulär per Schiff und Bahn flussaufwärts nach Neuenburg und baute sie dort ab 1946 zur Instandsetzung der einst baugleichen Brücke nach Chalampé ein.

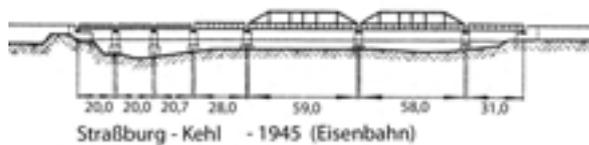
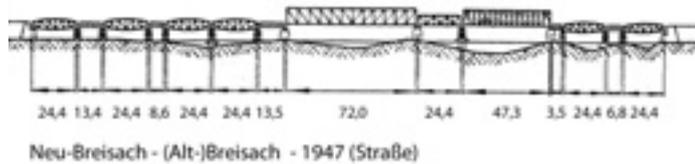
Die Eisenbahnbrücke zwischen Strasbourg und Kehl

Im Juli 1945 bauten französische Pioniereinheiten anstelle der zerstörten Bahnbrücke von 1861 eine eingleisige Notbrücke mit einem französischen Brückengerät-System von Bonnet-Schneider (Abb. 13; 14).

Nachdem am 30. Januar 1953 ein „Abkommen über die festen Brücken und Fähren über den Rhein an der deutsch-französischen Grenze“ zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich unterzeichnet worden war, konnte im Mai 1954 in Kehl mit dem Bau einer neuen Eisenbahnbrücke begonnen werden. Seit dem 12. August 1956 löste eine eingleisige Strebendachwerk-Brücke die Notbrücke von 1945 ab. Der Neubau überspannte den Rhein mit drei Öffnungen von zweimal 74,4 m sowie einem Mittelstück von 89,5 m Länge (Abb. 14). Seit Oktober 2010 steht an der gleichen Stelle eine neue, diesmal zweigleisige Eisenbahnbrücke gleicher Konstruktion mit nur einem mittigen Stropfpfeiler.

Die Brücken zwischen Chalampé und Neuenburg

Dieser Rheinübergang war für das französische Militär von so großer Bedeutung für den eigenen Nachschub in die französische Besatzungszone, dass bereits im Herbst 1945 mit aufwendigen Instandsetzungsarbeiten begonnen wurde. Zuerst baute man die beiden gesprengten Stropfpfeiler neu auf, dann hob und reparierte man den mittleren Überbau von 1906. Dann ersetzte man den östlichen Überbau durch das unzerstörte Mittelstück der Breisacher Brücke von 1942. Der westli-



che Überbau konnte gegen die zwei Teilstücke des unzerstörten RW-Geräts aus Breisach sowie alle Vorlandbrücken gegen kurze Balkenbrücken aus deutschen Beständen getauscht werden (Abb. 15). Ab 3. Juni 1946 war das eingleisige Provisorium für den Zugverkehr freigegeben. Im Jahr 1956 deckte man die Gleise mit Bohlen ab und richtete die Brücke für den Straßenverkehr ein (Abb. 16).

Auf der Grundlage des deutsch-französischen Abkommens von 1953 wurde auch bei Neuenburg der Neubau einer Eisenbahnbrücke vereinbart. Mit Baubeginn 1961 wurde das RW-Gerät in der westlichen Öffnung durch einen neuen parallelgurtigen Ständerfachwerkträger ersetzt. Dann verschob man den mittleren Überbau von 1906 und den östlichen Überbau von 1942 stromaufwärts in die alte Gleislinie. Da inzwischen auf französischer Seite der Rheinseitenkanal eröffnet war, ersetzte man analog zu Neuf-Breisach die westlichen Flutöffnungen der alten Rheinbrücke durch einen Damm. Am 27. Mai 1962 wurde die Eisenbahnbrücke für den Personen- und Güterverkehr eröffnet (Abb. 17). Nach einer zeitweiligen Stilllegung ist die Bahnstrecke seit Dezember 2012 wieder für den regelmäßigen Personenverkehr reaktiviert. Parallel zur Eisenbahnbrücke baute man stromabwärts auf den gemeinsamen Pfeilern als parallelgurtigen Vollwand-Balkenträger eine neue Straßenbrücke, die im August 1963 eröffnet wurde.

12 Breisach–Neuf-Breisach: Straßenbrücke 1947, Ansichtsschema.

13 Kehl–Strasbourg: Eisenbahnbrücke 1945, Ansichtsschema.

14 Kehl–Strasbourg: Eisenbahn- und Straßenbrücke, Luftbild nach 1951.



15–16 Neuenburg–Chalampé: Eisenbahnbrücke, Südost-Ansicht um 1960 und Ansichtsschema 1946.

17 Nordost-Ansicht der Eisenbahnbrücke Neuenburg–Chalampé 2020.



Chalampé - Neuenburg - 1946 (Eisenbahn)



Glossar

Pontonbrücke

Antriebslose Schwimmkörper, die zumeist bei Schwimmbriicken neben-einanderliegend eingesetzt werden und die Fahrbahn tragen.

RW-Gerät

Kurz für Roth-Wagner-Brückengerät, eine transportable, aus vormontierten Einzelbauteilen zusammensetzbare stählerne Fachwerkbrücke, die als Behelfsbrücke für schwere Lasten zum Einsatz kam.

SKR-Gerät

Kurz für Schaper-Krupp-Reichsbahn-Brücke, ein schnell aufstellbares Notbrücken-System, um zerstörte Eisenbahnbrücken zu ersetzen.

Die Brücke zwischen Roppenheim und Wintersdorf

Da die französische Militärregierung neben Neuenburg–Chalampé und Maxau–Maximiliansau einen dritten Rheinübergang für ihren Nachschub in die französische Zone benötigte, begann man gegen Ende 1947 auch an der Wintersdorfer Brücke mit umfangreichen Reparaturarbeiten (Abb. 18). Dabei konnten zwei der Hauptüberbauten von 1895 gehoben und repariert werden, während das zerstörte Mittelstück im Jahr 1949 durch einen Neubau der Compagnie de Fives-Lille in der alten Form ersetzt werden musste. Die ursprünglich als Fachwerkbrücken konstruierten Vorlandbrücken wurden an beiden Ufern durch Stahlbeton-Balkenbrücken ersetzt.

Im Unterschied zur ursprünglich zweigleisigen Nutzung verlegte man zwar wieder beide Gleise, deckte sie jedoch auf einer Seite provisorisch ab und richtete sie für den Straßenverkehr ein. Ab Mitte Mai 1949 war die Rheinbrücke für den militärischen Eisenbahn- und den zivilen Straßenverkehr wieder geöffnet. Der zivile Bahnverkehr

wurde jedoch in Frankreich nicht wieder aufgenommen und bereits Anfang Oktober 1950 stellte man auch auf deutscher Seite den Personenverkehr zwischen Rastatt und Wintersdorf ein (Abb. 19).

Vom ehemals repräsentativen Erscheinungsbild der Brücke war kriegsbedingt nicht mehr viel erhalten: Auf der französischen Seite waren beim Wiederaufbau ab Ende 1947 die Wehrtürme am Beginn der Vorlandbrücken ersatzlos fortgefallen und der mit Doppeltürmen bekrönte Torbau war stark vereinfacht als Portalbau mit massivem Querjoch neu erstellt worden. Auf der deutschen Seite bei Wintersdorf fielen der Torbau und die Wehrtürme ebenfalls fort und wurden wie auf der französischen Seite durch einen vereinfachten Portalbau ersetzt.

Beim Bau der Iffezheimer Staustufe (Inbetriebnahme 1977) wurden zur Aufrechterhaltung der Binnenschifffahrt zwei große Schleusenkammern eingerichtet, deren Unterlauf sich bis zur Rheinbrücke erstreckte. Das machte den Austausch der fünf östlichen Vorlandbrücken von 1947/48 gegen eine circa 137 m lange pfostenlose Strebenfachwerk-Konstruktion erforderlich.

Die Straßenbrücke zwischen Hunigue und Weil

Da die Eisenbahnbrücke bereits 1937 abgebaut worden war, hatte der Ort während der Kampfhandlungen des Zweiten Weltkriegs keine wesentliche Rolle gespielt. Ab 1947 wurde an der Stelle der ehemaligen Brücke von der französischen Wasserbauverwaltung ein Fährbetrieb eingerichtet. Er wurde erst ab dem 29. September 1979 durch eine neue Straßenbrücke (B532/D105) abgelöst, die als südlichste Querspange zwischen der französischen Autobahn A35 und der deutsche A5 dient. Diese „Palmain-Brücke“ ist eine gevoutete Vollwandträger-Balkenbrücke, die auf den alten Strompfeilern errichtet wurde.

Die Folgen der Sprengung aller Rheinbrücken

Wie zuvor geschildert, war der Rhein für die Wehrmacht in der Endphase des Zweiten Weltkriegs die letzte natürliche Sperre, die das Kerngebiet des Deutschen Reichs im Westen schützte.

Für die kombinierten Rheinland-Offensiven der Alliierten war der Rhein die strategische Haltelinie, an der sich ihre Truppen auf dem Vormarsch durch die eroberten Gebiete sammelten. Die Alliierten überschritten den Rhein ab dem 23. März 1945 und stießen kämpfend rechtsrheinisch nach Norden, Osten und Süden in das Kerngebiet des Reichs vor. Waren die Sprengungen der Rheinbrücken kriegsentscheidend?

Nein – sie haben den Verlauf der letzten Kriegswochen und den Zusammenbruch des Dritten Reichs nur unwesentlich beeinflussen können. Zwar erlaubten die letzten intakten Brücken den Rückzug der Wehrmacht, doch konnten ihre Sprengungen den Vormarsch der Alliierten nicht ernsthaft verzögern. Diese verfügten über genügend Landungsboote, mit denen die Infanterie Flüsse schnell überqueren konnte, und sie hatten verteilte Pioniereinheiten, die innerhalb weniger Stunden provisorische Pontonbrücken und in wenigen Tagen stabile Notbrücken für den Nachschub an schwerem Gerät auch über einen so breiten Fluss wie den Rhein schlagen konnten.

Hatten die Sprengungen überhaupt Auswirkungen? Ja – sie griffen in der Folgezeit tief in das Leben der Zivilbevölkerung ein. Oft hat es etliche Monate und manchmal Jahre gedauert, bis die zerschnittenen Verkehrsverbindungen zwischen beiden Ufern wieder geknüpft waren.

Betrachtet man die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs herrschende Verkehrspolitik, die den Rückbau von Bahnstrecken und den Ausbau des Straßenverkehrs propagierte, und konzentriert sich auf die Eröffnungsdaten aller Brücken-Neubauten über den Rhein zwischen Weil und Mannheim, so ist für die Eisenbahn der Zustand der Zeit vor 1939 erst nach mehr als 70 Jahren, unter Berücksichtigung der Anzahl der Eisenbahngleise selbst bis heute nicht mehr erreicht worden. Dagegen hat sich die Zahl der Straßenbrücken seit 1939 mehr als vervierfacht, unter Berücksichtigung der Fahrspuren sogar mehr als verfünffacht (Abb. 20):

Anzahl der Eisenbahnbrücken: von
8 + 1 (1938) auf 8 (2012)

Anzahl der Gleise bei Eisenbahnbrücken:
von 15 + 1 (1938) auf 11 (2012).

Anzahl der Straßenbrücken:
von 4 (1938) auf 18 (2012)

Anzahl der Spuren bei Straßenbrücken:
von 10 auf 54 (2012)

Die Konsequenzen der Verkehrspolitik sind beim Ausfall einer dieser Straßenbrücken für alle am Rhein Wohnenden ein Dauerthema:

In Mannheim sind es die Umwege und Staus wegen der maroden Hochstraßen-Zufahrten zu beiden Rheinbrücken und die Sperrung der „Konrad-Adenauer-Brücke“ auf unbestimmte Zeit, in Speyer ist es die sanierungsbedingte Sperrung der „Salierbrücke“ bis voraussichtlich 2024, und bei Karlsruhe sind es auf beiden Seiten die alltäglichen Schlangen vor der Rheinbrücke – auch ohne Sanierungsarbeiten.

Resümee

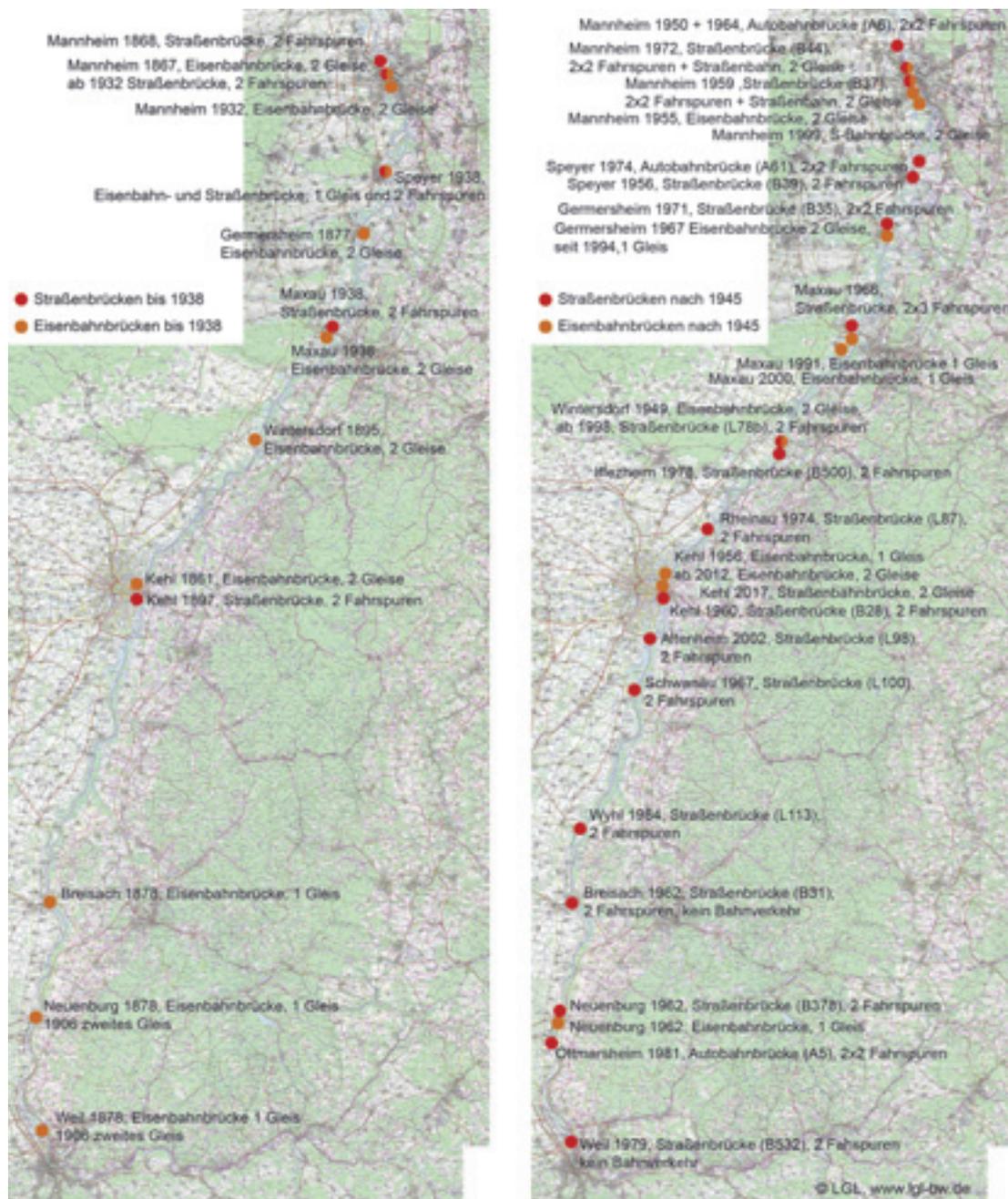
Bei einem Artikel, der vom Bau und von der Zerstörung der badischen Rheinbrücken handelt, bleibt für denkmalpflegerische Belange nur wenig Raum – dennoch: Seit Januar 2013 ist die „Theodor-Heuss-Brücke“ in Mannheim-Sandhofen, die im Verlauf der Autobahn A6 über den Rhein führt, als technikhistorisches Kulturdenkmal im Sinne des §2 Denkmalschutzgesetz erfasst. Das heutige Erscheinungsbild entspricht in seinen wesentlichen Teilen dem ursprünglichen Wettbewerbsentwurf

18 Wintersdorf–Roppenheim: Eisenbahn- und Straßenbrücke, Nordost-Ansicht um 1947

19 Nordwest-Ansicht der Straßenbrücke Wintersdorf–Roppenheim 2015.



20 Rheinbrücken
zwischen Mannheim und
Weil – Stand bis 1938
und nach 1945.



von Friedrich Tamms aus dem Jahr 1937, auch wenn die stählernen Überbauten von 1950 und 1964 zumeist aus der Nachkriegszeit stammen. Die jetzt als Straßenbrücke genutzte ehemalige Eisenbahnbrücke bei Wintersdorf ist seit November 2016 ebenfalls als technikhistorisches Kulturdenkmal (§2) erfasst. Obwohl das Gesamtbauwerk auf beiden Seiten seine monumentalen Brückenbefestigungen verloren hat, sind die dominierenden Hauptüberbauten von 1895 dank des baugleichen Ersatzbaus von 1948/49 in ihrem historischen Erscheinungsbild über dem Fluss erhalten geblieben.

Zunächst als Kulturdenkmal unerkannt, aber aus technikhistorischer und militärhistorischer Sicht ebenso bedeutungsvoll ist die Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Neuenburg, die 1962 eröffnet wurde. Das scheinbar einheitliche Erscheinungsbild der

stählernen Überbauten besteht jedoch aus einem Konglomerat von drei Teilen unterschiedlichen Alters und verschiedener Herkunft: Der Fachwerkträger des östlichen Teils stammt aus Breisach und war dort einer der beiden Ersatzbauten von 1942 (MAN), der mittlere Teil ist ein Originalstück, das von der GHH 1906 für das zweite Gleis der Neuenburger Brücke erbaut wurde, der westliche Teil ist eine typgleiche Ständerfachwerk-Konstruktion von 1961. Seit April 2020 ist die Brücke unter anderem als Symbol der deutsch-französischen Geschichte ein Kulturdenkmal (§2).

Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
 Südring 19
 76773 Kuhardt

Ein starkes Zeugnis der Versöhnung

Die Theresienkapelle in Singen

Als ehemalige Kirche eines Kriegsgefangenenlagers der französischen Besatzungsmacht ist die Theresienkapelle in Singen am Hohentwiel ein eindrucksvolles Zeugnis der Versöhnung, das in der unmittelbaren Nachkriegszeit seinesgleichen sucht. Ihre Entstehung ist auf die humanitäre Gesinnung des damaligen französischen Lagerkommandanten Jean le Pan de Ligny zurückzuführen. Unter ihm verbesserte sich das Lagerleben für die deutschen Gefangenen durch einen respektvollen, Anteil nehmenden Umgang zwischen den Angehörigen der einst verfeindeten Kriegsparteien. Dieser gipfelte in der Errichtung und Ausstattung der Kapelle durch und für die Kriegsgefangenen. Jüngst erfolgte ihre Eintragung in das Denkmalbuch.

Antje Rotzinger

Abseits der gewachsenen Siedlungsareale liegt die kleine der hl. Theresia von Lisieux geweihte Kirche am Rande des Singener Industriegebiets (Abb. 1; 2).



Es handelt sich um einen rechteckigen sechssackigen Putzbau mit Satteldach, halb eingezogenem Frontturm und polygonalem Apsidenschluss. Die Gliederung wird von einer regelmäßigen Abfolge verkröpfter Lisenen und großer Rundbogenfenster mit glatten Umrahmungen bestimmt. Aufwendig ist der von einem Quadrat ins Achteck verspringende Turmschaft, der von einer gestuften welschen Haube mit Zwiebelkrone überfangen wird. Im Innern unterteilt eine auf Stützen ruhende Holztone den Saal in ein überwölbtes Hauptschiff und flach gedeckte Seitenschiffe (Abb. 3). Hinter einem von Pilastern flankierten Rundbogen öffnet sich der kleine erhöhte Chor. Im Großen und Ganzen eine eher unauffällige Kirche in den traditionsorientierten Formen des ländlichen Barock – wären da nicht die Bauzeit 1946/47 und die Entstehungsumstände im einstigen Lager.

Wäre es nach einigen nach der Lagerauflösung laut gewordenen Stimmen gegangen, würde das kleine Gotteshaus gar nicht mehr existieren. Durch das bereits in den 1950er Jahren einsetzende und bis heute unermüdliche Engagement geschichtsbewusster Bürger – vor allem des Singener Ehrenbürgers Willi Waibel – konnte es jedoch vor Verfall und Abriss bewahrt werden. In den 1980er Jahren wurde das Kirchlein als Kulturdenkmal gem. §2 Denkmalschutzgesetz ausgewiesen. Die nun im Juli 2020 erfolgte Eintragung in das Denkmalbuch gem. §12 Denkmalschutzgesetz verleiht dem Bauwerk die ihm zustehende Würdigung als herausragendes Erinnerungsmal. Gerade in seiner Entstehungsgeschichte, in seiner Gestaltung und Materialität – im Äußeren wie im Inneren – liegt der Schlüssel zu seiner besonderen Bedeutung und Aussagekraft verborgen.



1 Theresienkapelle von Westen 2017.



2 Theresienkapelle von Südosten 2017.

3 Blick von der Empore Richtung Chor 2017.

Das Kriegsgefangenenlager unter Jean le Pan de Ligny

Das französische Kriegsgefangenenlager „Dépot secondaire de P. G. [Prisonnier de Guerre] 231/B“, auch als „Lager Bonaparte“ bezeichnet, ging auf ein 1942 von den Deutschen auf dem Werksgelände der damaligen Fittingwerke (heute Georg Fischer AG) errichtetes Barackenlager für Kriegsgefangene und zwangsverpflichtete Fremdarbeiter zurück. Die französische Besatzungsmacht übernahm es im April 1945 für die Inhaftierung von politischen Gefangenen, Funktionären des NS-Staates und aus der Schweiz ausgewiesenen Deutschen. Von 1946 bis 1948 diente es als Gefangenenlager für circa 1500 deutsche Kriegsgefangene. In diese Zeit fällt die Errichtung der Theresienkapelle am südlichen Ende des Barackenlagers

(Abb. 4). Nicht nur die Bauausführung, sondern auch der Entwurf und die Gestaltung der Ausstattung wurden durch die deutschen Häftlinge geleistet. Zwölf Gefangene waren hier maßgeblich beteiligt; ihre Namen und Berufe sind in einer Tafel auf der linken Seite des Eingangs zur Kirche eingelassen.

Die Errichtung der Theresienkapelle in dieser Form wäre undenkbar gewesen ohne die menschenfreundliche und auf Versöhnung ausgerichtete Gesinnung des französischen Lagerkommandanten Jean le Pan de Ligny (1908–1976). Ab März 1946 hatte der Berufsoffizier de Ligny das Amt des Lagerleiters und zeitweise des stellvertretenden Stadtkommandanten von Singen übernommen (Abb. 5). Unter seiner Fürsorge wandelte sich das „Hungerlager“ in ein Musterlager. Selbst einmal Gefangener in einem Nürnberger Lager, wo de Ligny „sehr korrekt“ behandelt worden sei, habe er sich versprochen, im umgekehrten Falle deutschen Soldaten ebenfalls mit „Korrektheit“ zu begegnen. Seine Tochter Catherine Hostiou beschrieb de Lignys Rolle in einem Brief: „Seine erste Aufgabe ist es, zu versuchen, die unterernährten Gefangenen angemessen zu versorgen und paradoxerweise im Inneren des Lagers mehr Freiheit zu installieren.“ (zitiert nach „70 Jahre Theresienkapelle“, Singen 2017, S. 144).

Er gewährte Gefangenen, die aus der Umgebung Singens stammten, an manchen Sonntagen Urlaub auf Ehrenwort. Auch bemühte er sich, den Alltag im Kriegsgefangenenlager für die Inhaftierten, die unter ihrer Unfreiheit litten, mittels aktiver Freizeitgestaltung erträglicher zu machen. Die Gefangenen konnten eine Theater-, Orchester- und Sportgruppe gründen. Mit Blumenbeeten verschönerten sie das Lager und durften einen Sportplatz für die Lagerfußballmannschaft anlegen. Die Einnahmen aus ihren Varieté- und Orchestervorstellungen in und um Singen kamen als finanzielle Unterstützung den Häftlingen selbst, ihren Angehörigen und dem Kapellenbau zugute. De Ligny plante noch den Bau eines Schwimmbades, zu dem es jedoch nicht mehr kam.

1946 beauftragte er den Stralsunder Straßenbauingenieur Wilhelm Gottschalk und den Gipsermeister Fritz Horst, Pläne für eine katholische Lagerkapelle zu entwerfen. Für die Ausführung und Ausstattung wurden diejenigen Gefangenen mit handwerklicher Berufserfahrung ausgewählt. Gottschalk betrat mit dem Kirchenbau Neuland. In den Vorkriegsjahren war er im Bereich des Straßen- und Wohnungsbaus tätig und als Landesbauinspektor von Pommern an der Erschließung der Insel Rügen durch den Rügendamm beteiligt. Von drei Vorschlägen für die neue Kirche wählte de Ligny den anspruchsvollsten Entwurf aus. Anfang 1947 erfolgte die Grundsteinlegung.



Mangel macht erfinderisch

Die Kapelle ist noch heute ein sichtbares Zeugnis für das Improvisationsgeschick der am Bau Beteiligten. Trotz der materiellen Unterstützung durch die französische Militärbehörde war der Bauverlauf von einer anhaltenden Materialknappheit geprägt. Die Beschaffung von Werkzeugen und Baumaterialien hing oftmals vom Verhandlungsgeschick und Einfallsreichtum des Lagerleiters und der Gefangenen ab. Für die Herstellung der Ziegelsteine ging man einen ausgeklügelten Weg: Das Lager organisierte Kohle, welche eine Ziegelei erhielt. Zum Brennen der Ziegelsteine wurden Lagerinsassen „abgestellt“. Die gebrannten Ziegelsteine teilten sich nach vereinbarter Regelung das Gefangenelager und die Ziegelei. Für die Beschaffung und Finanzierung von Kalk, Zement und Holz wurden weitere Gefangene als Arbeitskräfte „ausgeliehen“. Das Holz für den Dachstuhl schlug eine Häftlingsgruppe in den umliegenden von Borkenkäfern ge-

schädigten Wäldern. Die Kunststeinplatten aus dem Singener Aachbad wurden kraft militärischer Autorität beschlagnahmt, um sie als Bodenbelag im Kirchenmittelgang und als Wegpflasterung vor dem Kapelleneingang zu setzen. Als Kirchenfundament diente teilweise ein Luftschutzbunker aus dem gerade beendeten Weltkrieg.

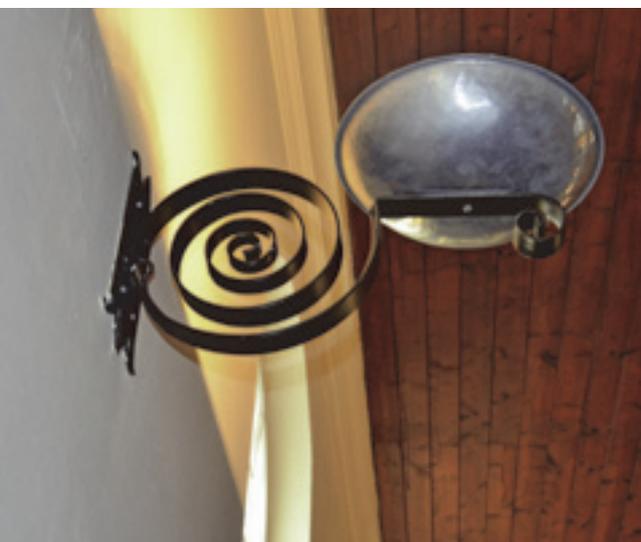
Auch für die Innenausstattung ging man kreativ und geschickt improvisierend vor. Der Schlossermeister Helmut Weber aus dem Südschwarzwald schuf die Deckenleuchten und Wandlampen (Abb. 6). Als Reflektorschalen verwendete er Rohlinge von Suppenschüsseln, die aus dem Aluminiumwerk Singen stammten. Er hatte eine Genehmigung erhalten, seine Schlosser- und Schmiedearbeiten im Singener Bauhof anzufertigen. Für die Holzarbeiten, wie Altar und Kirchenbänke, pachtete das Lager eine Schreinerei.

Die malerische Ausstattung der Kirche hatte der damals 27-jährige Inhaftierte Heinz Ort übernommen. Wer das Bildprogramm inhaltlich konzipierte, ist nicht bekannt; wahrscheinlich oblag es – wie die Wahl des Patroziniums – de Ligny. Für den aus Nürnberg stammenden Grafiker Ort war es der erste Auftrag mit religiösen Themen. Sein Vater Georg Ort, der als Kunstmaler und Kopist von Werken Albrecht Dürers wirkte, hatte die künstlerische und zeichnerische Begabung seines Sohnes gefördert. Ab 1938 besuchte Heinz Ort die Nürnberger Staatsschule für angewandte Kunst. Im Lagerleben tat er sich mit Bildern für die französischen Offiziere hervor, die sich gemalte Porträts von ihren Frauen und Freundinnen nach Fotovorlagen wünschten. Gerahmt wurden die Porträts in der Singener Schreinerei Stoffel. Die Verbindung zur katholischen Schreinerfamilie Stoffel verhalf dem aus einer evangelischen Familie stammenden Ort, mit katholischen Bildmotiven vertraut zu wer-



4 Barackenlager mit Theresienkapelle im Hintergrund, circa 1947.

5 Französischer Lagerkommandant Jean le Pan de Ligny.



6 Wandlampe aus dem Rohling einer Suppenschüssel 2017.



7 Kreuzweg und Glasmalereien von Heinz Ort an der Nordseite 2017.

8 Rekonstruiertes Glasfenster mit Lagerkommandanten de Ligny als Hauptmann von Kapharnaum 2017.

9 Hl. Theresia von Lisieux von Heinz Ort.



den und sie in der Theresienkapelle umzusetzen. Sein hohes Apsisbild, das den auferstandenen Christus und drei römische Soldaten zeigt, dient als Altarbild. Flankiert wird die Apsis auf der Nordseite von einer Darstellung der hl. Theresia von Lisieux und auf der Südseite von einer des Evangelisten Johannes. Die hl. Theresia hält in ihren Armen neben einem Kruzifix die für sie typischen Rosen. Jung verstorben (1873–1897) und 1927 heiliggesprochen, wurde sie 1944 eine Patronin von Frankreich. Hingabe, Barmherzigkeit und Mitmenschlichkeit zeichneten das Leben der Karmelitin aus. Die ihr geweihte Kapelle steht symbolhaft für diese Eigenschaften (Abb. 9).

Auch der mit Aquarell- oder Gouachefarben ausgeführte Kreuzweg mit 14 gerahmten Stationsbildern stammt von Heinz Ort. Seine Bleistift- und Federvorzeichnungen sind noch gut zu erkennen. Außerdem gehen die ursprünglichen Glasmalereien mit Darstellungen aus dem Leben Jesu auf ihn zurück (Abb. 7). Die originalen Fenster bestanden aus sandgestrahltem Fensterglas, das Ort bemalte. Die verwendete Farbe blätterte jedoch nach Aussagen von Zeitzeugen bald ab. Der zwischenzeitliche Leerstand der Kapelle sowie Vandalismus führten zu weiteren Schäden der Fensterbilder. Die heutigen Glasfenster sind Rekonstruktionen der Firma Derix Glasstudios in Tausenstein aus dem Jahr 2007. Bemerkenswert sind die Gesichter der biblischen Personen, in denen Ort die Porträts von Mitgefangenen, des Lagerpersonals und deren Angehörigen festhielt. So wurde auch der Lagerkommandant de Ligny als Hauptmann von Kapharnaum verewigt (Abb. 8).



Am Sonntag, den 9. November 1947, fand die festliche Einweihung der Theresienkapelle durch den Weihbischof Dr. Wilhelm Burger und den französischen Armeebischof, Monsignore Picard de la Vacquerie, statt (Abb. 10). Letzterer hob lobend den menschlichen, versöhnenden Umgang im Lager hervor, der auch zum Kapellenbau geführt hatte. Unter den in der Apsisrahmung eingelassenen Worten „Gott ist Liebe“ forderte er im Namen der Kirche, dass sich Franzosen und Deutsche in Liebe versöhnten. Von da an fanden jeden Sonntag katholische Gottesdienste in der Kirche statt, an denen regelmäßig bis zu 300 Mann teilnahmen. Desgleichen wurden evangelische Gottesdienste abgehalten.

Am 25. September 1948 erfolgte die Auflösung des „Lagers Bonaparte“. Die französische Besatzungsmacht übergab 1950 die Theresienkapelle der Stadt Singen; die Betreuung und Unterhaltung oblag nun der katholischen Kirchengemeinde. Nach anfänglicher Weiternutzung als Gotteshaus wurde die Kapelle in den 1950er Jahren sich selbst überlassen und dem Verfall preisgegeben (Abb. 11). Seit den 1960er Jahren nutzen italienische Katholiken, die als Gastarbeiter in Singen leben, die Theresienkapelle für ihre Gottesdienste und bewahrten sie so vor weiterem Niedergang. Heute ist sie Gotteshaus und Gedenkstätte.

Ein seltenes Mahnmal in seiner Art

Lagerkapellen dieser Art, wie es sie beispielsweise in den ebenfalls von der französischen Besatzungsmacht geführten Kriegsgefangenenlagern

in Tuttlingen (Lager Mühlau) oder in Bretzenheim/Winzenheim bei Bad Kreuznach gab, sind mittlerweile verschwunden. Schon typologisch kommt der Singener Theresienkapelle damit ein nicht unbedeutender Seltenheitswert zu. Vor allem aber ist das eigenwillige Bauwerk das sichtbare Ergebnis einer versöhnenden Zusammenarbeit ehemaliger Feinde. Durch seine Entstehungsgeschichte und die einzigartige Innenausstattung ist es ein herausragendes Mahnmal der Völkerverständigung in den schwierigen Nachkriegsjahren, als von deutsch-französischer Freundschaft noch keine Rede war. In einem sich heute im Singener Stadtarchiv befindlichen Brief an seinen ehemaligen Dolmetscher Heinz Borkowski schrieb de Ligny 1959: „An diese 30 Monate, die ich in Singen verbrachte, erinnere ich mich sehr gern. Ich bin sicher, dass die Arbeit, die wir zu einem Zeitpunkt gemeinsam verrichteten, als Ihr Land noch in Ruinen und am Rande der Verzweiflung lag, für uns alle eine gute menschliche Erfahrung war.“

Literatur

70 Jahre Theresienkapelle – Zwangsarbeit, Gefangenschaft und Gottesdienst (Begleitband zur Ausstellung des Stadtarchivs Singen in Zusammenarbeit mit dem Förderverein Theresienkapelle e. V.), Singen 2017.

Wilhelm J. Waibel: Schatten am Hohentwiel. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Singen, 1997² Konstanz

Wilhelm J. Waibel: Kapelle St. Theresia – Symbol der Völkerverständigung, in: Singener Jahrbuch 1983, S. 49–58.



Praktischer Hinweis

Fittingstraße 40
78224 Singen
LKR Konstanz

Antje Rotzinger M. A.
Landesamt für Denkmalpflege
Im Regierungsbezirk Stuttgart
Dienstszitz Freiburg

10 Einweihung der Theresienkapelle am 9. November 1947.



11 Ungenutzte Theresienkapelle in den 1950er Jahren.

Rezensionen

Helmut W. Rodenhausen: Holzkohle. Vom schwarzen Gold zur Glut im Grill

Bern: Haupt Verlag 2019, 360 Seiten, ISBN 978-3-258-60214-1, 59 Euro

Was hat Holzkohle mit Denkmalpflege zu tun? Diese Frage beantwortet Helmut W. Rodenhausen in seinem Buch über „das schwarze Gold“ bereits mit der ersten Überschrift: „Holzkohle als Kulturgut“. Der Autor steigt mit seiner Kulturdefinition ein und zählt dazu „die Versammlung um eine Feuerstelle“. Damit beginnt eine Reise durch die Menschheitsgeschichte aus der Perspektive des durch Pyrolyse, auch trockene Destillation genannt, verkohlten Holzes. Endlich finden sich in einem Buch zusammengeführt Ausführungen zur Herstellung, Verwendung und Bedeutung von Holzkohle (sowie Pech und Teer) in Prähistorie wie Geschichte seit Anbeginn menschlicher Kultur, für die Zukunft, für die Wissenschaft. Was wird rund um die Holzkohle und ihre historische Herstellung geforscht und warum? Rodenhausen schafft einen gut zu lesenden Rundumschlag zum Thema und zelebriert zu Recht die Köhler und Köhlerinnen damals und heute. Denn die Verkohlung von Holz, laut deutscher UNESCO-Kommission eine der ältesten Handwerkstechniken der Menschheit, verdient es, aufrechterhalten und weitergetragen zu werden. 2014 wurden das Köhlerhandwerk und die Teerschwelerei ins bundesweite Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes aufgenommen. In Baden-Württemberg sind fast 30 000 Relikte der Köhlererei in Form von Kohlplatten als Bodendenkmale registriert, auf denen im Schwarzwald, aber auch auf der Schwäbischen Alb und eigentlich überall Holzkohle produziert wurde. Diese sind Archive der Waldnutzung durch die Jahrhunderte und essenziell für das Verständnis der Kulturlandschaftsgeschichte.

Wie Holzkohle einen Beitrag zur Bindung von Kohlendioxid und zur Verbesserung von Böden leisten kann, und wie Künstlerinnen und Künstler mit ihr arbeiten, erfahren die an Grill, Glut und Geschichte Interessierten in leicht lesbarem Text. Auch wird der Raubbau an den Wäldern, damals wie heute, thematisiert. Viel Holzkohle, die in Europa verkauft wird, stammt von tropischen Hölzern, oft aus illegalem Holzeinschlag. Man sollte also darauf achten, woher die Grillkohle stammt und sich auch beim Grillen für Nachhaltigkeit und fairen Handel als Konsument einsetzen. Für ein solches, bewusstes, Grillen gibt es Tipps.

Im Detail finden sich gewisse Schwächen, etwa wenn die Radiokohlenstoffdatierung, die auch Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger häufig

an Holzkohlestücken aus archäologischen Befunden durchführen lassen, ausgerechnet am Beispiel des Turmes der Kathedrale von Salisbury erläutert wird und hier zudem noch mit einer dendrochronologischen Datierung verwechselt wird. Leider findet sich nichts zum Grund für den lange alternativlosen Einsatz von Holzkohle in der Metallurgie, das heißt konkret für die Reduktion des Eisens durch Kohlenstoff. Manches bleibt etwas oberflächlich, so kann das Buch nicht das Studium von Fachliteratur ersetzen. Einiges hätte man noch zum Thema Holzkohle als Informationsträger der Umweltgeschichte schreiben können. Auf der Habenseite steht aber eindeutig die Fülle und Vielfalt der Information und Inspiration rund um das Thema Kohle aus Holz. Autor Helmut W. Rodenhausen arbeitet als Redenschreiber und Ghostwriter für Bücher und hat für sein Holzkohle-Buch Köhler und Köhlerinnen besucht sowie sich in die „schwarze Materie“ eingeleesen. Es gelingt ihm, die Bedeutung von Holzkohle für die Menschheitsgeschichte detailliert, facettenreich und gut lesbar darzustellen.

Das Buch schließt mit den Worten: „Holzkohle hätte es schon lange verdient, dass man ihr ein Denkmal setzt.“ Dieses Buch verdient es, durchstreift und gelesen zu werden – ein etwas anderes, in Zeit und Raum tiefer gehendes Coffee Table Book für die Feuerstelle, neben einer schönen Aufmachung und ansehnlichen Fotografien mit viel Text und Information, ein Grill Table Book für Kulturgeschichtsinteressierte.

Oliver Nelle

Casimir Bumiller: Zwischen Alb und Alpen. Die Grafen von Gammertingen in der Politischen Welt des Hochmittelalters

Konstanz: Südv Verlag 2019, 208 Seiten, 55 Abb., ISBN 9783878001324, 24,90 Euro

Die Auswertungen der Altgrabungen der Gammertinger Michaelskapelle durch den Archäologen Sören Frommer haben zu unerwarteten und interessanten Ergebnissen geführt. Die Kapelle diente einst als Grablege eines namenlosen Adelsgeschlechts von vermutlich überregionaler Bedeutung. Der Kirchenbau war Bestandteil eines Herrenhofs, der im Laufe des 10. Jahrhunderts zu einer „Flachmotte“, also einem vermutlich lokalen Herrschaftszentrum ausgebaut wurde.

Der Historiker Casimir Bumiller hat nun eine Publikation vorgelegt, in der er die Geschichte der hochmittelalterlichen Grafen von Gammertingen und deren mögliche Vorfahren aufgearbeitet hat. Dieses Adelsgeschlecht taucht plötzlich um 1080 in den Schriftquellen auf und verschwindet ebenso jäh bereits nach fünf Generationen wieder um



1170 aus dem Licht der Überlieferung. Ihr Einflussbereich reichte dabei – wie es der Buchtitel andeutet – von der Schwäbischen Alb bis ins Engadin. Natürlich stand dabei die Frage im Raum, ob das hochmittelalterliche Grafengeschlecht mit den Personen der frühmittelalterlichen Grablege der Michaelskapelle in Verbindung zu bringen sei.

Auf der Suche nach einer Einordnung der Gammertinger Grafen in die politische und verwandtschaftliche Welt des hochmittelalterlichen Adels setzt sich Bumiller zunächst mit den Grafen von Achalm auseinander. Ein durchaus sinnvoller Einstieg, da die Grafen von Achalm und Gammertingen in engen Beziehungen zueinander gestanden haben, was sich nicht zuletzt dadurch abzeichnet, dass die Gammertinger einen nicht unerheblichen Teil der Achalmer Besitzungen als Erbe erhalten hatten. Am Beispiel der namensgebenden Burg Achalm zeigt Bumiller, wie wichtig Höhenburgen für das Selbstverständnis eines hochmittelalterlichen Adelsgeschlechts sein konnten, bevor er ausführlich auf die Familienverhältnisse der Achalmgrafen eingeht. Als die Achalmer 1098 im Mannesstamm ausstarben, gelangten die achalmischen Güter auf getrennten Wegen an die Grafen Ulrich II. und Adalbert II. von Gammertingen.

Im Anschluss daran werden von Bumiller vorbildlich die wichtigsten Thesen zu den möglichen Vorfahren der Gammertinger Grafenfamilie diskutiert. Im nächsten Kapitel widmet sich Bumiller der Dynastie der Gammertinger Grafen. Er verweist auf eine bis dato unbeachtete Schriftquelle, die erst 2009 entdeckt wurde und beschreibt, wie Graf Ulrich I. von Gammertingen 1083 im Gefolge König Heinrichs IV. Rom erobert und sich dabei besonders hervorgetan hätte. Dies bedeutet nicht nur, dass die Geschichte der Gammertinger Grafen um gute 20 Jahre nach vorne gelegt werden kann, sondern man erfährt dadurch auch, dass Ulrich I. Anhänger König Heinrichs im Investiturstreit gewesen ist. Es folgt eine Beschreibung von Ulrichs Frau Adelheid von Dillingen, die eine starke Persönlichkeit besessen haben muss und den Frauenkonvent im Zwiefalter Kloster gründete. Dort verbrachte sie nach dem Tod ihres Gatten mehr als 30 Jahre als einfache Nonne. Anschließend wird die spannende Frage behandelt, wer sich hinter der geheimnisvollen Gepa von Dietfurt verborgen haben könnte und wie sie in den Stammbaum der Gammertinger Grafen einzuordnen sei.

Drei Urkunden aus den Jahren 1137/1139 beweisen einen weiteren früheren Besitzschwerpunkt der Gammertinger Grafen im Oberengadin in der Gegend von St. Moritz. Dieser Besitzkomplex war vermutlich von großer strategischer Bedeutung, weil er Zugang zu mehreren wichtigen Alpenpässen bot. Bumiller vermutet mit dem Verkauf der dortigen Besitzungen an den Churer Bischof nicht

etwa den kollektiven Eintritt der letzten Gammertinger ins Kloster, sondern vielmehr eine Neuausrichtung der Familienpolitik.

Diese Neuausrichtung machte sich aber nicht nur im fernen Engadin, sondern auch auf der Schwäbischen Alb bemerkbar. Es kam zu einer Annäherung zwischen den Gammertingern und den Herzögen von Zähringen. Man findet Graf Adalbert II. von Gammertingen als Zeugen an prominenter Stelle der Weiheurkunde des Zähringer Hausklosters St. Peter im Schwarzwald wieder. Ein eindeutiger Hinweis, dass beide Familien inzwischen enge Verbindungen haben mussten. Diese Annäherung fand ihren Höhepunkt in der Heirat von Graf Ulrich II. von Gammertingen mit Judith von Zähringen.

Bumiller hat mit diesem Buch eine wichtige Arbeit vorgelegt, in der nicht nur die hochmittelalterliche Gammertinger Grafenfamilie eine längst überfällige Würdigung erhält, sondern auch die komplizierten genealogischen Verflechtungen durchexerziert werden und dadurch eine wertvolle Zusammenschau möglicher Genesen der Adelsfamilie aufzeigt. Das angenehme, moderne Layout, die zahlreichen Karten, Abbildungen und Stammbäume im Buch erleichtern das Verständnis des Geschriebenen erheblich. Doch wo viel Licht ist, ist bekanntlich auch ein wenig Schatten.

Leider verharrt Bumiller bei seinen Interpretationen in Bezug auf die Adels- und Burgenforschung zu sehr auf einem veralteten Forschungsstand, der für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts den Beginn des Baus von steinernen Höhenburgen und der ein patrilineares Familiendenken im Adel als gegeben annimmt. Beide Standpunkte hat die neuere Forschung allerdings gründlich revidiert. Nicht nur gibt es inzwischen genügend Hinweise, dass der Bau steinerner Höhenburgen deutlich früher anzusetzen ist, sondern auch dass das kognatische Denken, bei dem die Abstammung von beiden Elternteilen eine Rolle spielt, im Adel zu jener Zeit noch lange nicht beendet war. Das prominenteste Beispiel hierfür dürfte vermutlich Friedrich Barbarossa darstellen. Dadurch wird die Chance verschenkt, Frommers These zu diskutieren. Ihm zufolge hat die in der Michaelskapelle fassbare Gammertinger Adelsfamilie ihren Höhepunkt deutlich früher, nämlich bereits im 10. Jahrhundert, erlebt und bei den Gammertinger Grafen, die hier von Bumiller untersucht werden, handelt es sich nach Frommer bereits um den Niedergang dieser Familie. Eine familiäre Verbindung zwischen den durch die Grabung in der Michaelskirche archäologisch fassbaren Gammertinger Adeligen des 10./frühen 11. Jahrhunderts und den aus den Schriftquellen bekannten Grafen von Gammertingen kann nicht leicht von der Hand gewiesen werden. Auch deutet einiges darauf hin, dass die Burg Balenstein

bereits im frühen 11. Jahrhundert erbaut wurde und somit dem Gammertinger Adel „der Sprung in die Höhe“ noch vor den Achalmer Grafen gelungen war. Dies sollte in nicht allzu ferner Zukunft auf jeden Fall ausführlich diskutiert werden.
Christian Kübler

Mitteilungen

Erster digitaler Tag des offenen Denkmals mit Eröffnung per Livestream am 12. und 13. September 2020

Der Tag des offenen Denkmals begeistert jedes Jahr deutschlandweit viele Tausende Besucher. Dieses Jahr stand er unter dem Motto „Chance Denkmal: Erinnern. Erhalten. Neu denken“ und wurde in Karlsruhe ausgerichtet.

Die Eröffnung zum Tag des offenen Denkmals in Baden-Württemberg fand am 12. September um 17:30 Uhr in Karlsruhe statt und wurde per Livestream übertragen. Die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg und ihr diesjähriger Kooperationspartner die Stadt Karlsruhe hatten aufgrund der aktuellen Corona-Pandemie gemeinsam entschieden, auch dieses Ereignis in den digitalen Raum zu verlegen.

Katrin Schütz, Staatssekretärin im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg, Dr. Frank Mentrup, Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe, und Professor Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, waren auf dem YouTube Channel www.bit.ly/DenkmaleKarlsruhe live zu sehen. Sie beantworteten Bürgerfragen, die im Vorfeld von der Stadt Karlsruhe und dem Landesamt für Denkmalpflege gesammelt worden waren, und gingen auf denkmalpflegerische Themen sowie die digitalen Angebote zum Tag des offenen Denkmals ein. Ein Highlight der Eröffnungsveranstaltung stellte

die Prämierung der Gewinner der Videochallenge dar. Unter dem Motto „Denkmal kreativ! ... teile deine favourite Denkmal-Story in unserer Videochallenge“ waren bis zum 30. August zahlreiche Beiträge beim Landesamt für Denkmalpflege eingegangen. Den Hauptpreis, einen Besuch des Denkmalwochenendes 2021 in Meersburg, erhält Frank Gerber stellvertretend für die Interessengruppe Pfahlbau-Welterbe Litzelstetten mit dem Clip „Pfahlbau-Welterbe Litzelstetten“. Über einen Flug mit der Luftbildarchäologie freut sich der Zweitplatzierte Dirk Keller. Als dritte Siegerin ist Annelen Schwämmle eingeladen, einen Tag auf einer Archäologischen Ausgrabung zu verbringen.

Auf ihrer Website hatte die Landesdenkmalpflege anlässlich des digitalen Denkmaltages etwa 74 Filme, Clips, Drohnenflüge und 3D-Modelle zu verschiedenen Denkmalen eingestellt, die auch weiterhin für Interessierte online zur Verfügung stehen. So zum Beispiel ein Film zum Madonnenprojekt in Weißenau und Ochsenhausen oder zum Atelier Fehrle in Schwäbisch Gmünd, ein Drohnenflug über die römische Siedlung Stettfeld oder 3D-Modelle zum Heidenloch in Heidelberg. Spannende Einblicke hinter die Kulissen des Landesamts für Denkmalpflege vermittelt ein weiterer extra zu diesem Anlass gedrehter Kurzfilm, auch die Stationen der diesjährigen Denkmalreise der Staatssekretärin wurden filmisch begleitet und zeigen die Vielfalt denkmalpflegerischen Arbeitens.

Weitere 20 Videoclips zu Denkmalgeschichten in Karlsruhe haben das Landesamt für Denkmalpflege und die Stadt Karlsruhe für die digitalen Denkmalwochen vom 30. Juli bis 13. September 2020 gedreht und im Stadtbild per QR-Codes zugänglich gemacht. Erfreulicherweise wurden diese bis zum Tag des offenen Denkmals bereits rund 40 000 Mal angeklickt.

Link: www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/tag-des-offenen-denkmals/landesweite-angebote/?no_cache=1
Linda Prier

Staatssekretärin Katrin Schütz beim Livestream zur Eröffnung vom Tag des offenen Denkmals in Karlsruhe



DENKMAL EUROPA öffnet Türen für Kinder

Pünktlich zum Weltkindertag 2020 ging die Plattform www.denkmal-europa.de mit einem Relaunch online und macht das Lebensumfeld von Kindern und Jugendlichen zum „Spielplatz für Zeitreisen“. Das crossmediale Programm ist ein Inspirationsschatz für alle, die Denkmale und ihre Botschaften in Bildungsprozessen nutzen möchten. Ins Leben gerufen wurde die Internetseite von der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger, einem Zusammenschluss der Denkmalfachämter in den Bundesländern. Sie unterstützt mit DENKMAL EUROPA die in der UN-Kinderrechtskonvention verankerten Rechte von Kindern und Jugendlichen auf Teilhabe am Kulturleben.

„Ich freue mich, dass dieses innovative bundesweite Vermittlungsprojekt der Denkmalpflege nun zum Abschluss kommt und wir daran mitwirken konnten. Besonders empfehle ich das ansprechende und leicht verständliche Erklärvideo ‚Warum brauchen wir Denkmale?‘. Gerne möchte ich dazu einladen, sich durch die unterschiedlichen fachlichen Impulse zu eigenen Denkmalprojekten anregen zu lassen“, sagte Prof. Dr. Claus Wolf, Abteilungspräsident des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart anlässlich des Relaunches.

„Die Website und ihr Workbook sind wichtige Bestandteile einer sinnlich erfahrbaren Aneignungskultur, die es allen Generationen leicht macht, sich mit der unmittelbar erlebbaren Geschichte vor der eigenen Haustür spielerisch und unvoreingenommen zu beschäftigen“, kommentierte Prof. Dr. Markus Harzenetter, Vorsitzender der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger. „Die Corona-Pandemie hat uns gezeigt, wie wichtig unsere Alltagswelt für unser Wohlbefinden ist. Der Wunsch, unsere Kulturgüter zu schützen und zu pflegen, darf nicht nur wenigen Fachleuten vorbehalten bleiben. Wir möchten viele Menschen begeistern, vor allem Kinder und Jugendliche, denn sie sind die Erben von morgen.“

Mit DENKMAL EUROPA ist eine digitale Ausstellung entstanden, die mit Graphic Novels, europäischen Kulturgeschichte(n), Projektimpulsen aus der Praxis und kreativen Aktionsideen intuitive Zugänge zur Geschichte schafft. Gleichzeitig können die Gäste der Seite Denkmalpflegern, Restauratoren, Handwerkern und Zeitzeugen über die Schulter blicken. So erklärt der Archäologe Dr. Christian Bollacher vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, wie man mit der LIDAR-Technik aus der Luft den Boden erfassen kann, während seine ehemalige Kollegin Dr. Barbara Hausmair (heute Uni Innsbruck) einlädt, Schülergruppen mittels der Technik der Denkmalpflege Areale und Land-



*DENKMAL EUROPA:
Die Inspirationsquelle
für aktives Erleben*

*DENKMAL EUROPA:
deckt Geheimnisse auf*



schaften begehen und erfassen zu lassen, um einen Bezug zur jeweiligen Örtlichkeit herzustellen. Das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart hat mit einem Projekt über den ehemaligen KZ-Komplex Natzweiler-Struthof zur Website beigetragen. Das Kooperationsprojekt aus dem Europäischen Kulturerbejahr 2018 taucht unter dem Titel „Wie findet man Spuren der Dunklen Vergangenheit“ unter Beste Praxis sowie mit der Graphic Novel „Bauen im totalen Wahn“ auf der Website auf.

Im Menüpunkt Unterstützung haben außerdem die Angebote der Denkmalpflegepädagogik Baden-Württembergs Eingang in die Website gefunden.

Eine Reise durch die Seite und das zugehörige Workbook machen verständlich, wie unsere Verfahren gelebt, gearbeitet, geplant, gefeiert, getrauert oder woran sie geglaubt haben. Bislang Unverbundenes verdichtet sich zum Wissen darum, welche Entwicklungen Spuren hinterlassen haben

*DENKMAL EUROPA:
Warum brauchen wir
Denkmale?*





Emmendingen,
Burgruine Hochburg

Baden-Baden,
Lichtentaler Allee



Screenshot aus der
EATG-App, 2019

oder zu neuen Ideen führten oder welches ökologische, politische oder religiöse Verständnis hinter den Bauten unserer Umgebung steckte. Das Projekt wurde im Rahmen des Europäischen Kulturbefahrens 2018 von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert.

Kulturdenkmale der Oberrheinregion praktisch für unterwegs – Die APP EuropeArtToGo

Mit dem Titel „EuropeArtToGo“ (EATG) ist ein nach hohen kunstwissenschaftlichen Maßstäben erstelltes mehrsprachiges digitales Medium mit georeferenzierten topografischen Bezügen sowie mit Fotomaterial, Routenvorschlägen und einem Radar erschienen, das im Umkreis von 150 m ausgewählte Bauwerke dem Benutzer meldet und erläutert. Auch kann der Nutzer sich die Texte anhören. Bis zum Ende des Jahres 2019 sind 330 Objekte beschrieben. Seit April 2019 ist sie kostenlos in allen großen App Stores herunterzuladen. Bislang ist die App zweisprachig, Deutsch und Französisch. Dem interessierten Publikum, den einheimischen und fremden Reisenden, aber auch den im Tourismus- und Kulturbereich tätigen Nutzern steht jetzt mit der EATG App ein leicht zugängliches mobiles Medium zur Verfügung

Die Applikation wurde auf der technischen Grundlage der App „SwissArtToGo“ entwickelt. Das Projekt ist eine Kooperation des Landesamts für Denkmalpflege Baden-Württemberg, der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, der Dehio-Vereinigung, der Universität Straßburg sowie der Generaldirektion Kulturelles Erbe Mainz.

Links und rechts des Rheins, von Speyer über Straßburg und Freiburg bis Basel, ist der Oberrhein reich an Baudenkmalen und architektonischen Ensembles von europäischem Rang. Bis heute existierte kein leicht vor Ort zu konsultierendes Informationsmedium, das den aktuellen Wissensstand kurz und prägnant zusammenfasst, wie es auch kein den gesamten Raum nach einheitlichen Kriterien abdeckendes Referenzwerk für die verschiedenen Akteure im Bereich des Kulturtourismus gibt. Von den rund 95 000 Bau- und Kunstdenkmalen in Baden-Württemberg verzeichnen die grenz- und oberrheinnahen Regierungsbezirke Karlsruhe und Freiburg alleine um die 57 000. Eine trinationale digitale Topografie Oberrhein bietet nun die große Chance, baden-württembergisches Denkmalwissen erstmals länderübergreifend zu spiegeln.



Die Autoren der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg bringen ihr Wissen in Texten über eine Auswahl von Stadtanlagen, Kirchenbauten, Schloss- und Festungsbauten, Industriedenkmalen und Einzeldenkmalen in der Modellregion Oberrhein ein. Das Landesamt für Denkmalpflege hat mit seinem Beitrag an dieser App die digitale Präsentation der Kulturdenkmale in der Oberrheinregion mit Siebenmeilenstiefeln vorangetrieben. Es dokumentiert damit, dass das kulturelle Erbe beides ist: regional und europäisch.

Im Mittelpunkt stehen Highlights der Architektur- und Kunstgeschichte. Deren Auswahl zielt auf herausragende Schlüsselmonumente ihrer Zeit, mit exemplarischem Blick auf kunst- und kulturgeschichtliche Beziehungsgeflechte in der trinationalen Region. EATG bietet die Chance, region- und grenzübergreifend, gattungs-, epochen- oder stilbezogen Kunst- bzw. Kulturdenkmale vertiefend zu erkunden und dabei nationale Kategorien hinter sich zu lassen. So kann man beispielsweise erfahren, welche Verbindungslinien zwischen den Fresken Martin Schongauers im Breisacher Münster, dem Hochaltar von Baldung Grien in Freiburg und dem Isenheimer Altar von Grünewald in Colmar bestehen. Diese Art der Aufbereitung bringt das Kunststück fertig, mittels lebendiger Texte neugierig zu machen und gleichzeitig wissenschaftlich fundierte Infos zu liefern sowie den Kunstinteressierten vor Ort zu führen.

Spektakuläre Blockbergung eines frühkeltischen Prunkgrabes nahe der Heuneburg

Am 6. Oktober wurde nahe der Heuneburg bei Herbertingen ein außergewöhnlich großes und aufwendig gestaltetes Holzkammergrab aus dem 6. Jahrhundert vor Christus geborgen. „Ich freue

mich sehr, dass die Denkmalpflege mit ihrer erfolgreichen Forschungsarbeit seit Jahrzehnten spektakuläre Einblicke in die keltische Zeit in unserem Land ermöglicht“, sagte Staatssekretärin Katrin Schütz anlässlich der Bergung des Prunkgrabes. „Durch die langjährige und systematische Forschungsarbeit des Landesamts für Denkmalpflege gehört die Heuneburg zu den am besten erforschten keltischen Fundstätten in Deutschland. Der neueste Fund verspricht weitere spannende Erkenntnisse. Erste Fundstücke aus Gold und Bernstein lassen erahnen, dass in dem Grab eine bedeutende Persönlichkeit von der Heuneburg bestattet liegt“, so Frau Schütz.

Die Heuneburg gilt als älteste Stadt nördlich der Alpen und ist eine der bedeutendsten prähistorischen Fundstätten Mitteleuropas. Seit 2019 untersucht das Landesamt für Denkmalpflege in der Donauebene unterhalb der Heuneburg im Gewann Bettelbühl einen frühkeltischen Großgrabhügel. Da eine fachgerechte Freilegung der Bestattung vor Ort nicht durchgeführt werden kann, wurde die gesamte Grabkammer im Block geborgen, mithilfe von zwei Schwerlastkränen gehoben und anschließend zur weiteren Untersuchung in die Labore des Landesamts für Denkmalpflege transportiert. Das Grab wird in den nächsten Jahren von Archäologen, Restauratoren und Naturwissenschaftlern des Landesamts mit modernsten wissenschaftlichen Methoden untersucht und verspricht vielfältige neue Erkenntnisse zur Geschichte und Kultur der frühen Kelten des 7. bis 5. Jahrhunderts v. Chr. Die Arbeiten werden im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes durchgeführt, das sich der archäologischen Erforschung des Umfelds der Heuneburg widmet.

Eine Sondagegrabung im Hügelbereich hatte ergeben, dass die Hölzer der Grabkammer und auch Grabbeigaben aus organischen Materialien teilweise noch erhalten sind, was im archäologischen Kontext nur äußerst selten vorkommt. Allerdings haben diese wissenschaftlich außergewöhnlich wertvollen Objekte durch die extreme Trockenheit der vergangenen Jahre bereits Schaden genommen und sich auch vor dem Hintergrund der fortschreitenden klimatischen Veränderungen akut gefährdet.

Bereits 2005 und 2010 wurden nur 100 m entfernt von der jetzigen Ausgrabungsstelle die Gräber einer vornehmen keltischen Dame und eines circa dreijährigen Mädchens freigelegt, die mit außergewöhnlich reichen Beigaben bestattet worden waren. Die vornehme Dame hat inzwischen in Forschung und Öffentlichkeit als „Fürstin vom Bettelbühl“ Bekanntheit erlangt. Nun möchten die Archäologen unter anderem herausfinden, wer diese prunkvoll bestatteten Personen sind und in wel-

cher Beziehung sie zueinander standen. „Wir gehen davon aus, dass es sich um nahverwandte Mitglieder der politisch führenden Familien handelt, die um 600 vor Christus das Sagen auf der Heuneburg hatten“, so Projektleiter und Landesarchäologe Prof. Dr. Dirk Krause.

Ausschreibung des Hochwacht-Stipendiums zu bauhistorischer Forschung 2021

Zum dritten Mal lobt die ZukunftsStiftung Heinz Weiler gemeinsam mit der Stadt Esslingen am Neckar und mit Unterstützung des Landesamts für Denkmalpflege ein Wohn- und Arbeitsstipendium in der Hochwacht aus.

Ziel des Stipendiums ist zum einen, angehenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Raum zur ungestörten, konzentrierten Forschung zu bieten, zum anderen Publikationen zu fördern, die sich mit den verschiedensten Aspekten der Stadtgeschichte Esslingens befassen. Der Bogen kann zeitlich und thematisch weit gespannt werden. So sind sowohl stadttarchäologische, architekturhistorische, kunsthistorische, gartenhistorische, kirchliche, städtebauliche, konservatorische oder denkmaltheoretische Untersuchungen möglich, die sich auf Einzelobjekte oder Objektgruppen beziehen können.

Aufwendig wurde der Keltenblock 2.0 am 6. Oktober 2020 mit Kränen geborgen.

Innerhalb des hellen Kiesringes ist die mit Humus verfüllte Grabkammer des keltischen Prunkgrabes zu sehen. Der helle Kiesring stammt aus tieferen Lagen und wurde von den frühkeltischen Erbauern beim Anlegen des Grab-schachts ausgehoben.



Zur Bewerbung um das Hochwacht-Stipendium aufgefordert ist der wissenschaftliche Nachwuchs an deutschsprachigen Hochschulen mit einem Interessenschwerpunkt auf den Gebieten Architekturgeschichte, Denkmal- und Bauforschung, Restaurierung, Mittelalterarchäologie, Stadtforschung, Kunstgeschichte oder verwandten Forschungsgebieten. Es kann für freie oder universitäre Publikationsprojekte, für Projekte im Rahmen von Studienabschlussarbeiten (Magister-, Diplom- oder Masterarbeiten) sowie im Zusammenhang mit Dissertations- und Habilitationsschriften vergeben werden. Ausschlaggebend ist die Publikationsabsicht. Der thematische Bezug zur Stadt Esslingen muss erkennbar sein.

Für die Dauer von sechs Monaten, beginnend am 1. Mai und endend am 31. Oktober 2021, bietet die ZukunftsStiftung gemeinsam mit der Stadt Esslingen folgende Rahmenbedingungen zur Durchführung des Stipendiums:

- Freies Wohnatelier in der Hochwacht Esslingen
- Unterhaltszuschuss von 1500 Euro monatlich
- Federführende Begleitung und Betreuung durch das Kulturamt Esslingen unter Einbeziehung der Unteren Denkmalschutzbehörde Esslingen, des Stadtarchivs und des Landesamts für Denkmalpflege Baden-Württemberg
- Einbindung in die lebendige Kulturszene Esslingens
- Möglichkeit zur Präsentation des Forschungsfortschritts während der Laufzeit des Stipendiums, zum Beispiel durch einen Vortrag bzw. ein Kolloquium
- Möglichkeit der Vorstellung des abgeschlossenen Forschungsprojektes bzw. der Publikation begleitet durch die ZukunftsStiftung, das Kulturamt und das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg.

Das Landesdenkmalamt bietet Unterstützung auf technischer Ebene, zum Beispiel bei der Feldforschung, der Erhebung von Daten usw. (Vermessung, Fotografie, digitale Techniken) und bei der Publikation von Beiträgen des/der Stipendiaten/in sowie zur Durchführung von Vorträgen oder Kolloquien.

Vorausgesetzt wird

- Die Einhaltung der Residenzpflicht, d. h. die Bereitschaft, ein halbes Jahr kontinuierlich in Esslingen zu leben.
- Ein Forschungsziel aus den Bereichen Architektur- oder Kunstgeschichte, Bauforschung, Denkmalpflege, Restaurierung, Mittelalterarchäologie, Landschaftsarchitektur bzw. Stadtbaugeschichte mit einem thematischen Bezug zur Stadt Esslingen

- Die Offenheit zur Diskussion mit den Kulturschaffenden der Stadt Esslingen
- Die Bereitschaft, einen öffentlichen Vortrag zum Forschungsinhalt zu halten.

Grundlage der Bewerbung ist ein entsprechendes Forschungsprojekt über ein Thema in Esslingen. Einzureichen ist eine elektronische Datei mit folgenden Unterlagen

- Eine kurze Projektskizze von maximal zwei DIN A4 Seiten. Diese soll Inhalt und Gegenstand des Forschungsprojektes beschreiben und über den institutionellen Rahmen informieren
- Das ausgefüllte Formblatt, das mit den Bewerbungsunterlagen einzureichen ist, zu finden als Download auf der Homepage www.hochwacht-stipendium.de
- Eine Kurzbiografie und gegebenenfalls eine Publikationsliste
- Bei Studienarbeiten: ein gutachterliches Begleitschreiben eines betreuenden Hochschullehrers oder einer Hochschullehrerin zum Projekt im Umfang von einer Seite (kann separat eingereicht werden).

Die Bewerbungsunterlagen müssen bis spätestens 15. 12. 2020 bei der Stiftung eingehen:

hochwacht@esslingen.de

Ansprechpartner

Kulturamt der Stadt Esslingen am Neckar,
Tel.: 07 11/35 12 26 44, kulturamt@esslingen.de
oder die Geschäftsstelle der ZukunftsStiftung
Heinz Weiler, Tel.: 07 11/35 12 24 80
hochwacht@esslingen.de

Wieder ablesbar: Neuer Inschriftstein am Grabmal von Dr. h. c. Eduard Paulus dem Älteren

Der württembergische Ingenieurtopograf, Kartograf und Geognost Dr. h. c. Karl Eduard Paulus der Ältere (1803–1878) gilt als Begründer der archäologischen Denkmalpflege in Württemberg. Als Verfasser von Oberamts- und Landesbeschreibungen sowie archäologischer und historischer Publikationen weckte er breites Interesse für die Ar-



Neu installierter Inschriftstein am Grabmal von Dr. h. c. Eduard Paulus in Stuttgart

chäologie und Altertumsforschung. Zusammen mit seiner Frau Pauline, geb. Zinser, ist er, ebenso wie sein Sohn Eduard Paulus der Jüngere (1837–1907) und dessen Frau Constanze, geb. Rentz, auf dem Fangelsbachfriedhof in Stuttgart Süd begraben. An seinem Grabstein fehlt die originale Marmorplatte, glücklicherweise ist jedoch ihre Inschrift inhaltlich überliefert. Auf Veranlassung des Kunsthistorikers und Denkmalpflegers Dr. Richard Strobel und finanziert durch das Garten-, Friedhofs- und Forstamt der Landeshauptstadt Stuttgart konnte das Grabmal im Sommer 2020 durch einen Liegestein mit Schrifttafel ergänzt werden. Die Marmorplatte mit eingehauener Inschrift erinnert nun wieder an den engagierten Wegbereiter der württembergischen Archäologie.

Neuerscheinungen

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019

Hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis Archäologie in Baden

Darmstadt 2020, 336 Seiten, 260 Farbabb. und Karten, ISBN 978-3-8062-4221-8, 22 Euro

Zu beziehen über den Buchhandel oder Wissenschaftliche Buchgesellschaft/wbgTHEISS.

Der neue Band aus der Reihe „Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg“ zeigt wieder eindrucksvoll, wie reich und vielfältig unser archäologisches Erbe ist.

Ansprechend, übersichtlich und verständlich präsentiert dieser reich bebilderte Band die jüngsten Ergebnisse archäologischer Forschung in Baden-Württemberg aus erster Hand. In zahlreichen Beiträgen geben die Autoren Einblicke in Grabungsprojekte, die im Jahr 2019 zu interessanten neuen Erkenntnissen führten.

In 101 Beiträgen werden die Ergebnisse von Forschungs- und Schutzprojekten sowie von Rettungsgrabungen unterschiedlichsten Umfangs aus allen Bereichen der Landesarchäologie vorgestellt. Aus dem Inhalt zum Beispiel:

- In Müllheim-Feldberg und Sachsenheim-Hohenhaslach wurden zwei der in Baden-Württemberg bisher kaum bekannten Freilandfundstellen des Paläolithikums untersucht.
- Zwischen den Resten einer hölzernen Brückenkonstruktion aus der Bronzezeit in Bad Buchau fanden sich bronzene Waffen, die vor 3500 Jahren im Federsee versenkt worden waren.

- Bei Hilzingen wurde ein gepflasterter Weg aus dem 6. bis 4. Jahrhundert v. Chr. aufgedeckt – eine der ältesten nachgewiesenen Straßen Südwestdeutschlands.
- In der Großbaustelle des neuen Stuttgarter Hauptbahnhofs kamen außergewöhnlich gut erhaltene Baubefunde eines römischen Badegebäudes zutage.
- Die großflächigen Rettungsgrabungen in einem geplanten Industriegebiet bei Cleeborn erbrachten herausragende Befunde unterschiedlicher Epochen, darunter zahlreiche Hausgrundrisse und eine einzigartige Mehrfachbestattung aus dem Mittelneolithikum, ein Bestattungsareal der Bronze- und Eisenzeit sowie das frühmittelalterliche Gräberfeld zu dem abgegangenen Dorf Niederramsbach.

Freiburg.comic – 900 Jahre Leben in der Stadt

Bertram Jenisch und Jonatan Alcina Segura, hg. v. Bertram Jenisch und Peter Kalchthaler im Auftrag der Städtischen Museen Freiburg und des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Ubstadt-Weiher 2020, 72 Seiten mit 264 farbigen Abb., ISBN 978-3-95505-212-6, 14,90 Euro.

Zu beziehen in den Freiburger Museen, über den Buchhandel oder den Verlag Regionalkultur.

Freiburg hat eine über 900 Jahre alte Geschichte. Was wissen wir eigentlich über Freiburgs Vergangenheit? Wer gründete die Stadt und wer lebte hier? Wie sah die Arbeits- und Freizeitwelt aus? Vom Alltag der Menschen erzählen nur wenige Schriftquellen. Anders die Funde aus der Erde, die aber meist nur fragmentarisch überliefert sind. Wer die Hinweise verschiedener Forschungszweige zusammenpuzzelt, erhält ein vielschichtiges Bild früherer Zeiten.

Der freiburg.comic schlägt eine Brücke von den Menschen vergangener Zeiten in die Gegenwart. Wichtige Stationen der Stadtgeschichte – Marktgründung, Bau der Stadt, Alltagsgeschichte im Spätmittelalter, Bau der Festung, Entwicklung im 19. Jahrhundert und Zerstörung im Luftangriff 1944 – werden als Graphic Novel aufbereitet.

Um die Geschichte Freiburgs buchstäblich zum Leben zu erwecken, hat der Archäologe Dr. Bertram Jenisch einigen Skeletten aus Gräberfunden am Münsterplatz eine fiktive, aber historisch plausible Biografie zugeschrieben – zusammen mit den attraktiven Zeichnungen von Jonatan Alcina Segura ist ein plastisches Bild vom Leben im Freiburg vergangener Zeiten entstanden. Der freiburg.comic lädt Jugendliche und Junggebliebene zu einer spannenden Zeitreise ein.



Das ehemalige Benediktinerkloster Blaubeuren – Bauforschung an einer Klosteranlage des Spätmittelalters

Christian Kayser, Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Band 17, Ostfildern 2020, 432 Seiten mit 786 meist farbigen Abb., 6 Planbeilagen, ISBN 978-3-7995-1454-5, 80 Euro
Zu beziehen über den Buchhandel oder den Jan Thorbecke Verlag.

Die ehrwürdige Klosteranlage Blaubeuren am Blautopf überliefert einen Schatz spätgotischer Baukunst. Eine Fülle gut erhaltener Baudetails wie spätgotische Tafelfriese, Holzbalkendecken, Formziegellemente und bauzeitliche Dachwerke illustrieren ebenso die monastische Kultur wie die Handwerkskunst des späten 15. Jahrhunderts. Im Zuge einer umfassenden Instandsetzung der Gebäude war es erstmals möglich, vom Brunnenhaus bis zur Klosterkirche alle Bauten der Klausur intensiv zu untersuchen. Mit den Methoden der Bauforschung gelang es, den ambitionierten Neubau des Klosters als Musteranlage benediktinischer Reformarchitektur wie auch den späteren Transformationsprozess vom Kloster zur Schule anschaulich nachvollziehbar zu machen. Dokumentiert werden die neuen Erkenntnisse in zahlreichen Bildern und Plänen.

Der Altar der Crailsheimer Johanneskirche – Ein Kunstwerk aus der Werkstatt Michael Wolgemuts

Zusammengestellt von Helga Steiger
Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 40, Ostfildern 2020, 164 Seiten mit circa 192 meist farbigen Abb., ISBN 978-3-7995-1283-1, 28 Euro
Zu beziehen über den Buchhandel oder den Jan Thorbecke Verlag.

Der Altar der Johanneskirche in Crailsheim ist ein künstlerisches Kleinod aus der Werkstatt des Nürnberger Meisters Michael Wolgemut. In prächtiger Farbgebung sind auf den Schreinflügeln Szenen aus dem Leben und der Passion Johannes' des Täufers sowie aus der Passion Christi dargestellt. Im Schrein befindet sich eine expressive Kreuzigungsgruppe mit fünf lebensgroßen Skulpturen. Der Aufsatzband versammelt die Beiträge renommierter Autoren, die sich mit Stil und Ikonografie, Stifterfrage und Restaurierungen auseinandergesetzt haben. Aufregendes Ergebnis: Bei einer wahrscheinlichen Datierung in die Jahre um 1490 wird die Frage aufgeworfen, ob der junge Dürer am Crailsheimer Johannesaltar mitgewirkt hat.

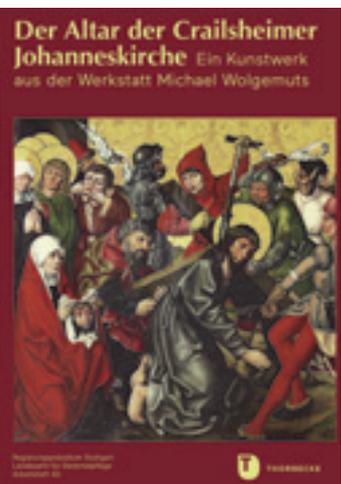
Personalia

Dr. Lutz Dietrich Herbst

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.3 – Spezialgebiete Kulturdenkmale der Industrie und Technik
Berliner Straße 12
73728 Esslingen
LutzDietrich.Herbst@rps.bwl.de

Die einen gehen Klettern, die anderen untersuchen künstliche Gewässer und ihr Zubehör. Nahezu vier Jahrzehnte lang bot Lutz Dietrich Herbst die Beschäftigung mit Zeugnissen der historischen Wassernutzung einen guten Ausgleich zu seinem Hauptberuf. Nach Studium der Fächer Deutsch, Geografie und Pädagogische Psychologie an der Pädagogischen Hochschule Weingarten sowie Geistigbehinderten- und Sprachheilpädagogik sowie Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Pädagogischen Hochschulen Reutlingen sowie der Universität Tübingen unterrichtete der 1959 in Berlin gebürtige Sonderschullehrer ab 1987 an der Schule für Geistigbehinderte in Biberach in den Schwerpunkten „Schwerstmehrfachbehinderung“ und „Autismus“. Als pädagogisch-psychologischen Gutachter und Elternberater berief ihn die Staatliche Schulaufsicht, auch als Akademiefortbildner und Schulentwickler für ganz Baden-Württemberg tätig zu sein. Seine interdisziplinär ausgerichteten Fachpublikationen unterstützen bis heute die Weiterentwicklung der Pädagogik für Kinder und Jugendliche mit sonderpädagogischem Unterstützungsbedarf. Theologische Zusatzqualifikationen eröffneten ihm weitere Aufgabenfelder in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Gleichzeitig lag Herrn Herbst stets die Landeskunde am Herzen. Seiner berufsbegleitenden Promotion über ausgebauten Fließgewässer des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Oberschwaben als Lernfelder der historischen Geografie folgten weitere publizistische Tätigkeiten bis hin zu Lehrpfaden und der Konzeption der Mühlenstraße Oberschwaben. Diese Arbeiten trugen ihm verschiedene bedeutende Auszeichnungen bis hin zum Extrapreis des württembergischen Kulturlandschaftspreises 2005, aber auch die Wertschätzung der Tübinger und Esslinger Denkmalpflege ein. Nachdem sich 2016 die Frage der beruflichen Zukunft stellte, wurde Herr Herbst an den Dienstsitz Esslingen mit wiederholten Befristungen abgeordnet. Dort ist er schwerpunktmäßig als Fachbeauftragter für Denkmale der historischen Wasserwirtschaft eingesetzt.



Lucas Bilitsch

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Ref. 83.1 Inventarisierung –
Städtebauliche Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Tel. 07 11/90 44 51 70
Lucas.Bilitsch@rps.bwl.de

Seit 1. April 2020 ist Lucas Bilitsch beim Landesamt für Denkmalpflege am Dienstsitz Esslingen als Planungsberater für den Regierungsbezirk Stuttgart in der Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig.

Im schwäbischen Göppingen 1993 geboren, entwickelte er bereits während der Schulzeit großes Interesse an der süddeutschen Kulturlandschaft. Daher studierte er nach dem Abitur Landschaftsplanung an der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt in Nürtingen, wo er sich Kenntnisse in Themen mit kulturhistorischem Bezug wie Landschaftspflege, Bewertung des Landschaftsbildes und Grundlagen der Kartografie aneignete. Durch ein Praxissemester am Landratsamt in Göppingen gewann Herr Bilitsch erste Einblicke in die verwaltungstechnischen Arbeiten der unterschiedlichen Behörden. Daran anschließend absolvierte er ein weiteres Praktikum bei der AeDis AG für Planung, Restaurierung und Denkmalpflege, was seinen Wunsch nach einer Vertiefung in der städtebaulichen Planung verstärkte.

Diesen Wunsch konnte er sich mit dem Masterstudium Stadtplanung an der Hochschule für Technik in Stuttgart erfüllen. In seiner Masterthesis beschäftigte er sich intensiv mit den unterschiedlichen Epochen der Stadtbaugeschichte und der Entwicklung regionaler Baukultur. Während seines Masterstudiums war er zudem als Werkstudent bei der Kommunalentwicklung in Stuttgart im Bereich der Stadtanierung tätig, wo er praktische Erfahrungen in der städtebaulichen Planung gewinnen konnte. Als Planungsberater freut er sich nun, die wichtigen Belange der Denkmalpflege in die Vielzahl der unterschiedlichen Planungen einzubringen.

Patrick Jung

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.1 – Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg
Tel. 07 61/20 83 53 2
Patrick.Jung@rps.bwl.de

Am 1. April 2020 übernahm Patrick Jung seine Stelle als Inventarisator in der Bau- und Kunstdenkmal-

pflege am Dienstsitz Freiburg. Dort betreut er die Kreise Rottweil, Lörrach und Waldshut. Schon in seiner Schulzeit begann Herr Jung sich für die spannenden Aufgaben und Ziele der Denkmalpflege zu interessieren. Nach dem Studium der Kunstgeschichte sowie Vor- und Frühgeschichte am Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität Marburg folgte das 2020 erfolgreich abgeschlossene Promotionsstudium im Fachbereich Kunstgeschichte. Für den Berufseinstieg durchlief Herr Jung von 2018 bis 2020 ein wissenschaftliches Volontariat beim Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege in Erfurt, wo er die vielfältige Denkmallandschaft des Freistaates sowie alle Fachbereiche der Bau- und Kunstdenkmalpflege in der Praxis kennenlernte. Herr Jung freut sich sehr darüber, nun im Fachbereich Inventarisierung an der Erfassung und Erforschung der Kulturdenkmale im Regierungsbezirk Freiburg mitwirken zu dürfen. Als langjähriger Abonnent des Nachrichtenblattes schätzt er die Professionalität und hohe wissenschaftliche Kompetenz der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, zu der er gerne persönlich beitragen möchte.

Andreas Schafplitz

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 –
Fachgebiet archäologisches Welterbe
Limes-Informationszentrum Baden-Württemberg
St.-Johann-Straße 3
73430 Aalen
Tel. 07 36/19 14 16 89
Andreas.Schafplitz@liz-bw.de

Seit Mitte März ist Andreas Schafplitz als Limeskoordinator für Baden-Württemberg und Leiter des Limesinformationszentrums in Aalen (LIZ) beim Landesamt für Denkmalpflege tätig und betreut in Nachfolge von Stephan Bender das UNESCO-Welterbe Obergermanisch-Raetischer Limes.

Geboren wurde er 1981 in Kösching und wuchs in Ingolstadt auf, wo er bereits zu Schulzeiten an archäologischen Ausgrabungen teilnahm. Er studierte Archäologie der Römischen Provinzen im Hauptfach und Alte Geschichte, Bayerische Landesgeschichte und Ur- und Frühgeschichte im Nebenfach an den Universitäten Passau und Bern. Begleitend nahm er an diversen Grabungs- und Forschungsprojekten im In- und Ausland teil, die ihn neben den Nordwestprovinzen des Römischen Reichs von Frankreich und der Schweiz bis weit in den Süden nach Ägypten führten. Nach seinem Studium arbeitete er am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in diversen Aufgabengebieten von Depotverwaltung bis Grabungsaufarbeitung sowie bei Grabungsfirmen als Grabungsleiter. Zu-



Dr. Lutz Dietrich Herbst



Lucas Bilitsch



Patrick Jung



Andreas Schaflitzl

letzt führte er für die Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz in Trier Grabungen durch. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den ländlichen Siedlungen und den Kastellvici. Durch diverse Grabungen am Limes in Bayern und Rheinland-Pfalz und deren Publikation konnte er sich bereits intensiver mit dem Welterbe auseinandersetzen. Als Schnittstelle zwischen Vermittlung, Erforschung und Denkmalpflege reizt ihn besonders die Aufgabe, alle Akteure zusammenzubringen. Damit möchte er die Bevölkerung für den kulturellen Schatz, der vor der eigenen Haustüre liegt, sensibilisieren, um ihn auch für künftige Generationen zu erhalten.

Daniel Schulz

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 –
Praktische Bau- und Kunstdenkmalpflege
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26 38 21
Daniel.Schulz@rps.bwl.de



Daniel Schulz

Daniel Schulz, 1969 in Ludwigsburg geboren, arbeitete bereits während seiner Schul- und Studienzeit als Geschichtsvermittler im Ludwigsburger Schloss. Er studierte Kunstgeschichte, Denkmalpflege und Archäologie in Berlin, Kassel und Bamberg.

Neben seinem theoretischen Studium studierte Herr Schulz auch Bildende Kunst bei Dorothee von

Windheim und Urs Lüthi. So konnte er einen weiten Blick auf die Kunstgeschichte und einen interdisziplinären Arbeitsstil und Forschungsbereich entwickeln. Es folgten ein Forschungsaufenthalt in Polen, dann 2001 bis 2004 das Masterstudium Heritage Conservation in Bamberg.

Herr Schulz promovierte 2011 an der Kunsthochschule Kassel in Kunstgeschichte. Sein Thema war Schloss Ludwigsburg: dessen Baugeschichte und Ikonografie, die bauzeitlichen Graffiti des 18. Jahrhunderts sowie Fehlbodenfunde, die die Schlossgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts illustrieren.

Herr Schulz arbeitete lange Zeit in der Archäologie in Deutschland unter anderem beim Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg und wechselte dann in die Schweizer Archäologie nach Brugg. 2013 erfolgte der Wechsel zur Denkmalpflege als Inventariseur bei der Privatfirma Inventare.ch in Zürich. 2015 bis 2019 arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug. Zu seinen Aufgaben gehörten der Kulturgüterschutz, das Inventar der Kulturgüter, Denkmalinventarisierung sowie Bauforschung. Freiberuflich war er nebenbei für diverse Gemeinden tätig, erstellte Inventare, Gutachten und machte Bauberatung. 2019 kam Herr Schulz mit einem bis 31.03.2022 befristeten Vertrag zum Landesamt für Denkmalpflege an den Dienstsitz Karlsruhe. Dort betreut er als Gebietsreferent in der praktischen Denkmalpflege den Landkreis Karlsruhe, die Stadt Ettlingen sowie die Stadt Pforzheim. 2020 konnte sein Vertrag entfristet werden.

Abbildungsnachweis

U1, U2, S223 Nicole Beisswenger, Schorndorf; S221 Ferdinando Iannone; S222o/u, S225I, S226o/u, S227o/u Fuhrer, Buchholtz, Walther, Restaurierungsbericht; S225r Walter Laue/Video E. Schroth/Aufbereitung RPS-LAD; S227m Fuhrer, Buchholtz, Walther, Restaurierungsbericht/Montage: Florian Celadnik, RPS-LAD; S228–230, S231u–S233u RPS-LAD, FP; S231o Michael Hermann; S235, S236o, S238o/u, S239 Markus Pantle; S236u AO: Stadtarchiv Großbottwar/Markus Pantle; S237o AO: Stadtarchiv Großbottwar; S237ul Terrana Geophysik/Arno Patzelt; S237ur RPS-LAD, OB, L6920-312-03_20100710-0505_MG_0505; S240u, S242o RPS-LAD, Jürgen Ehrle, Fa. Archaeotask; S241 RPS-LAD, Plan: Jürgen Ehrle/Andreas Gutekunst, Fa. Archaeotask; S242m RPS-LAD, YM; S243o RPS-LAD, Foto: Fa. Archaeotask; S243u Alexander Weide; S245o/u Museum der Dinge, Berlin; S246 Reichsforschungsgesellschaft: Bericht über die Siedlung in Stuttgart am Weissenhof, Sh. Nr.6, Gruppe IV, Nr.3, 2. Jg. April 1929; S247I Die Bauzeitung, 1927; S247r CC BY-SA-NC 3.0 Archiv Baumeister im Kunstmuseum Stuttgart; S248ol, S300, S304u, S307, S308u RPS-LAD; S248or Der Baumeister, 1929; S248u, S249ol Architekturmuseum in Wrocław, Der Weg zur Moderne 2016; S249or ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv/Stiftung Luftbild Schweiz/Mittelholzer, Walter/LBS_MH01-006790/Public Domain Mark; S249u Privatsammlung Zürich, Max Bill © 2020 VG Bildkunst; S250ol ÖNB/Wien, OEGZ H 1136/7; S250or Vladimir Slapeta; S250u Universität für angewandte Kunst Wien, Kunstsmil und Archiv, Inv.Nr. 2547/PI / Reproduktion: Birgit&Peter

Kainz; S251o Thomas Arns/Architekturmuseum in Wrocław, Der Weg zur Moderne 2016; S251u Umschlag des Katalogs der Siedlung Baba, 1932, Privatarchiv; S252o–S253, 254u–S255u Thomas Arns; S254o mackbet@2016/Architekturmuseum Wrocław; S257o, S258o Generallandesarchiv Karlsruhe Hfk Pläne_Hd 85, 2 rot; S257u, S260or, S261–S262u, S263u–S266u Stadt Waghäuser; S258u G. Waghäusel 2; S259o, S260ol RPS-LAD, Bildarchiv W.Kratt Karlsruhe mit Foto um 1910; S259u G. Waghäusel 1; S260ul nach Tillessen 1909, S. 31; S160ur nach Tillessen 1909, S. 41; S263o J. Wilhelm; S267o/u, S269–S272 Rose Hajdu; S268 Richard-Döcker-Archiv, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt a.M.; S273o, S277ol, S277or Archiv, Wintermantel; S273u Wikimedia Commons/CC 0 Universal Public Domain Dedication; S274o, S275o/u, S277ur/ul–S278r/l RPS-LAD, Folkhard Cremer; S274u Plansatz 1998, S. 10; S279o, S283o, S283 Vorlage: dotscene GmbH, bearb. Erika Cappelletto, RPS-LAD; S279ul RPS-LAD, Andreas Haasis-Berner; S279ur, S281o RPS-LAD, Erika Cappelletto; S280 Hans Oelze, Städtische Museen der Stadt Freiburg i. Br.; S281 ul/m/ur Hans Oelze, Städtische Museen der Stadt Freiburg i. Br., bearb. Erika Cappelletto, RPS-LAD; S282 dotscene GmbH; S284 Vorlage Bertram Jenisch, bearb. Erika Cappelletto, RPS-LAD; S285o GLA-KA_421Zug1993-90F-BrR-2339; S286ol 421 Zug 1993-90F-2397 (Mannheim); S286or National Archives III-SC-244 435 (Mannheim); S286m/u, S287ur, S288o, S289o/m, S290m/u, S291u Ulrich Boeyng; S287o BAWasserbau_Hb8950 (Speyer); S287m BAWasserbau_Hb4915 (Speyer); S287ul BAWasserbau_

Hb8978 (Germersheim); S288m 421 Zug 1993-90F-2308 BrKarlsruhe (Maxau); S288u BAWasserbau_Hb4912 (Maxau); S289u 421 Zug 1993-90-1878 (Bauakte Kehl); S290o BAWasserbau_HBDia1012 (Neuenburg); S291o 421 Zug 1993-90F-2339 BrRastatt (Wintersdorf); S292 Datengrundlage: ©LGL, www.lgl-bw.de; S293o–S294u, S296ol–u RPS-LAD, Antje Rotzinger; S295ol, S297o Foto Stadtarchiv Singen 350 Fotonachlass Ott-Albrecht; S295or Stadtarchiv Singen, 700 Fotosammlung; S297u Stadtarchiv Singen 352 Fotonachlass Willy Weber; S298o Haupt Verlag; S298u Verlagsbüro Wais & Partner; S301o/m/u denkmal-europa; S302o RPS-LAD, E. Roth; S302m RPS-LAD, BH; S302u EATG-APP; S303o, S307m RPS-LAD, Andreas Dubsch; S303u RPS-LAD, Michael Lingnau; S305o wbgTHEISS, S305u Städtische Museen Freiburg/RPS-LAD; S306o/u Thorbecke Verlag; S308o BlFD_Foto_M_Gschwind.

Die Autoren haben die Bildrechte der in diesem Heft veröffentlichten Abbildungen sorgfältig recherchiert. Sollten Sie trotzdem ein Bildrecht verletzt sehen, kontaktieren Sie uns bitte über nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Stuttgart, Stadtkirche St. Germanus, S. 222*
- ② *Vaihingen-Enz, Haus Lamparter, S. 228*
- ③ *Großbottwar, Longinius-Villa, S. 235*
- ④ *Reichenau-Festland, mittelneolithische Hausgrundrisse, S. 240*
- ⑤ *Stuttgart, Weißenhofsiedlung, S. 245; S. 252*
- ⑥ *Waghäusel, Eremitage, S. 257*
- ⑦ *Stuttgart, Wohnhaus Kamm, S. 267*
- ⑧ *Waldkirch, Edelsteinschleiferei Wintermantel, S. 273*
- ⑨ *Freiburg, Bächlestollen, S. 279*
- ⑩ *Mannheim-Sandhofen, Theodor-Heuss-Brücke, S. 285*
- ⑪ *Wintersdorf, ehem. Eisenbahnbrücke, S. 285*
- ⑫ *Neuenburg, Rheinbrücke, S. 285*
- ⑬ *Singen, Theresienkapelle, S. 293*

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. umseitig.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77 - 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77 - 110

Dienstszitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Wirtschaft,
Arbeit und Wohnungsbau
Baden-Württemberg
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 0
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@wm.bwl.de

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Postfach 102311, 70019 Stuttgart
ISSN 0342-0027

4/2020 49. Jahrgang

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- www.denkmalpflege-bw.de
- per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse (Stichwort Öffentlichkeitsarbeit)

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

 Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

alte Adresse (nur für Adressänderung)

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

neue Adresse

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

